Langens Mark-Bücher
Band 17

Langens Mark-Bücher

Eine Sammlung moderner Literatur

Siebzehnter Band:

Walter von Molo

Novellistische Studien

1906—1912

Albert Langen, München

Die ewige Tragikomödie

Novellistische Studien

1906—1912

von

Walter von Molo

1. bis 10. Tausend

Albert Langen, München

Ein Verzeichnis von
Walter von Molos Büchern
findet sich am Schluß
dieses Bandes

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

Inhalt

	Seite
Leben in allen Gassen	7
Ein Stranderlebnis	10
L'heure de l'absinthe	18
Der Verlobte	24
Der glücklichste Augenblick	31
Ein bedenksamer Todesfall	33
Literaturball	42
Tagebuchblatt aus der Zelle Nr. 13	48
Traumland	55
Menschen	62
Ballspiel	68
Lichtschein im Chaos	74
Der Frauenfresser	80
Totentanz	86
Gesellschaftsspiel	92

Leben in allen Gassen

Ich steige in die Straßenbahn. Natürlich kein Platz frei — doch halt, beinahe hätte ich falsch gesehen! Ich lasse mich neben einer hübschen Dame nieder, die scheu zur Seite rückt, und mustere meine Umgebung. Gleich beim Eingang sitzt ein alter Mann, ich taxiere: Schulmeister, mit kurzsichtigen, durch die Jugend verärgerten Augen. Jedesmal, wenn die Tür geöffnet wird und — als ob es so sein müßte — offen bleibt, sieht er sich knurrend um, holt die rechte Hand aus der Rocktasche und schmettert die Tür wieder zu. Er macht das mechanisch, als sei er dafür bezahlt. Die andern: neben ihm ein Dienstmann mit roter Nase, der einen Papageienkäfig auf seinem Schoß hält und eine furchtbare Sorte raucht; zwei Dienstboten, die über ihre „Gnädigen" schimpfen, und ein altes Weib, das jeden Augenblick alle Fahrgäste fragt, ob es denn noch nicht aussteigen müßte.

Die hübsche Dame neben mir wird unruhig, ihr Gegenüber, ein junger Herr, der dreieckig aussieht, lispelt ihr zu: „Gleich sind wir da!"

Sie nickt lächelnd, mit einer herzigen Fratzengrimasse, etwas verlegen, und steckt, katzenähnlich, wohlig, die Hände in den echten Astrachanmuff, den ein Veilchenstrauß ziert. Sie

ist höchstens zwanzig und freut sich auf irgend etwas.

Sie sehen sich vielsagend in die Augen.

Ich verfalle in Grübeln und höre nur noch, daß die beiden zu plaudern begonnen haben.

Dann wird es auf einmal still, und weil meine Nachbarin eine jähe Bewegung macht, sehe ich auf.

Nichts Besonderes: Ein ältlicher Herr, sehr elegant, mit grauen Schläfen, ist eingestiegen und kommt durch den Mittelgang. Auf einmal schaut er erstaunt und freudig auf; er macht ein paar rasche Schritte gegen die junge Frau: „Grüß Gott, Lilly, wo fährst du denn hin?"

Sie ist purpurrot und sagt in starker Verwirrung: „Ich, ich will nur zu Elo, mal wieder nach ihr sehen."

„So?" sagt er und setzt sich neben sie; „davon hast du mir mittags nichts gesagt!"

„Mir ist's selbst erst vorhin so richtig eingefallen."

Der alte Herr lächelte vor sich hin: Ihr Frauen seid merkwürdige Geschöpfe! sagt sein Blick.

Der junge Herr ist stumm; während das ungleiche Ehepaar über alles mögliche spricht, sitzt er steif da und ist — korrekt.

„Du mußt jetzt aussteigen!" mahnt die junge Frau.

„Ach, ich fahre noch ein Stück mit und dann gehe ich zurück." Er lächelt. „Ich habe meine Lilly ja nicht immer zur Begleitung!" Er sieht ihr freundlich ins rotwerdende Antlitz.

„Bitte die Fahrkarten vorzuweisen!" Der Kontrolleur streckt seine Rechte der jungen Frau entgegen.

Sie ist dunkelrot und sucht verzweifelt in Muff und Tasche.

„Ich muß sie verloren haben!"

Dem alten Herrn ist die Sache furchtbar peinlich, er sucht mit seiner Frau, doch nichts ist zu finden.

„Daß du aber auch so vergeßlich bist!" Mißbilligend schüttelt der Mann den feingeschnittenen Kopf: „Was ist zur Strafe zu bezahlen?" fragt er.

Der Kondukteur wird zitiert und platzt heraus: „Aber der Herr hat doch beide Karten genommen!" Er zeigt auf den jungen Mann, vis-a-vis, der nervös hin und her rückt.

„Wer? Lilly!!" Aschgrau ist des alten Mannes Gesicht; er versteht.

Er nimmt die kleine Frau beim Arm: „Komm!" Dann tut er einen Blick zum andern: „Sie auch!"

Die drei steigen aus und gehen schweigend, in der Mitte der alte Herr, gegen das Trottoir. Keiner spricht ein Wort, ihre Köpfe hängen.

Ein Stranderlebnis

Ich saß eines Tages faulenzend vor dem Hotelgarten und erwartete die Post; da kam ein mächtiges Automobil herangebraust, überschüttete mich mit einer Riesenstaubwolke und hielt vor unserm Hotel. Mit dem naiven Interesse eines Badegastes, den momentan nur Table d'hote, Wassertemperatur und Fremdentratsch interessieren, sah ich mir die Neuankömmlinge an. Zwei junge, vornehme Erscheinungen: Sie, schön und kräftig, mit runden Gliedern, die auf den ersten Blick die rationell erzogene Amerikanerin verrieten, schlug den Schleier zurück und stützte ihren hochgewachsenen Begleiter beim Aussteigen. Dazu kam eine unsichere Handbewegung, mit der er in den Wagen zurückzeigte. Auf ihre leise Frage nickte er hastig ein paarmal mit dem Kopf. Bewegungen eines Stummen? Eine hübsche Amerikanerin und ein stummer Mann mit stahlharten Augen, in denen so eine Art Seemannstrotz steckt, das war mehr, als meine hier zur Erholung verankerten Nerven in Ruhe mit ansehen konnten. Ich folgte dem Paar durch das Vestibül und fing mir unsern Direktor:

„Wer sind die beiden?“

„Axel Heltberg aus Eckersund, samt Frau Jane Heltberg und Begleitung: Diener John Wilson.“

„Und der Mann ist stumm?"

„Ja. — Woher wissen Sie das?"

„Dichterspürsinn!"

Mittags saßen sie mir gegenüber. Mein ödes Stranddasein hatte plötzlich Inhalt bekommen. Ich brachte die zwei Menschen nicht aus meinem Kopf. Ich sah den mitleidigen, sorgenden, demütigen Blick, mit dem Frau Jane ihren Gatten beobachtete. Sie sprach bedrückt und wenig; er antwortete durch Gebärden; kaum hob er den Blick vom Teller; eine unerklärliche Scheu schien ihn zu beherrschen. Mich überkam tiefes Mitleid. Diese zwei prächtigen, vollkräftigen Menschen, zum Lebensgenuß wie geboren! Hier stand die Logik des Seins wieder einmal auf ihrem Querkopf. Sie zogen sich bald zurück. Mit einem stummen Kopfnicken verabschiedeten sie sich.

„Wie zwei Fürsten," sagte der reiche Selchermeister aus Wien; seine dicke Gattin sah noch immer, indigniert, Frau Jane Heltbergs schöne Hüften vor sich.. „Z' mager is'!"

Nachmittags und abends blieben sie in ihren Zimmern. Die Fenster hatten keine Aussicht auf das Meer; Frau Jane hatte es ausdrücklich so gewünscht. Nun zog ich den Hotelarzt zu Rate; sonst gab es für mich eine schlaflose Nacht.

„Kommen Sie morgen früh, sehr zeitlich, in unsere Badeanstalt; dann wissen Sie's!"

Das war alles, was ich aus dem Kerl herausbringen konnte.

Bis elf Uhr ging ich längs des Strandes spazieren und ließ mir vom Seewind die Grillen aus dem Kopfe blasen. Dann tappte ich, bis früh, in meinem Zimmer auf und ab. Ich sah, daß drüben bei den Fremden alle Fenster hell wären. Um fünf Uhr ging ich an den Strand. Als ich die springenden Wogenkämme kommen und gehen sah, wurde mir leichter. In stahlfarbigen Flächen lag das Meer. Fischerboote liefen ein, die nachts auf Fischfang gewesen waren. Bei der Badeanstalt traf ich den Arzt; er war sonst gerade kein Frühaufsteher. Hinter ihm stand John Wilson in tadellosem Schwarz.

„Dort kommen sie," sprach ernst der Doktor, „bitte, möglichst unauffällig; es ist für uns alle leichter."

Ich trat in eine leere Kabine und zog hinter mir die Tür zu. Die Ritzen im Holz gaben mir Ausblick.

Sie kamen langsam näher. Ich sah, daß es in Axel Heltbergs Gesicht nervös zuckte. Er blickte auf das Meer hinaus. Sie blieben beim Dokor stehen. Der sprach vom Wetter und begann dann, einen seiner „interessantesten" Fälle zu er-

zählen. Ich hörte gelangweilt zu. Wohin sollte das führen? Da sah ich, daß Frau Jane einen Schritt zurücktrat, und, unbemerkt von ihrem Mann, rasch in die Kabine nebenan schlüpfte. Aus dem Kleiderraschеln schloß ich, daß sie sich entkleidete. Ich hörte ihre schweren, bangen Atemzüge durch die dünne Bretterwand. In weniger als einer halben Minute ging leise die Tür. Frau Jane trat im blauen Schwimmanzug ins Freie; sie mußte ihn bereits unter den Kleidern getragen haben. Der Frauenleib reckte sich in seiner Entblößung der Sonne zu. Wie die schaumgeborne Göttin stand sie. Ihr Blick flog zu Axel: Das Weib wurde Frau! Ihr Körper wurde kleiner, von Angst und Heimlichkeit bedrückt.

Sie hastete lautlos die Treppe ins Meer hinab. Ihr Gesicht war totenbleich. Die Augen hingen mit dem Ausdruck unsäglicher Angst an ihrem Mann. Er stand abgewendet, ein paar Schritte seitwärts, gegen den Strand zu. Der Doktor schwatzte auf Mord und Brand in ihn hinein.

Leise glitt sie ins Wasser und stieß mit langen Stößen ins Meer, wie eine Nixe, die ihr Element wiederfindet.

Axel Heltberg wendete sich; der Doktor gab ihm die Richtung. Seine Augen wurden groß und stier; er umklammerte, am ganzen Körper zitternd,

das Holz des Geländers; ein Krampf mußte Frau Jane erfaßt haben! Sie kämpfte mit den Wellen! Ich riß die Tür auf und wollte hinausstürzen. Wilson warf mich an die Bretterwand zurück, daß mir die Stirn blutete. Schon war Frau Jane unter dem Wasser. Noch einmal kam die Ertrinkende mit letzter Kraft hoch. Es war ein gurgelnder Schrei. Axel Heltberg stürzte die Stufen hinunter. Aus seinem stummen Munde brach ein jäher Laut:

„Jane!"

Stammelnd, kraftlos, sank er im seichten Wasser zusammen.

„Ich komme! Ich komme!"

Wie ein Pfeil schoß sie durch die Flut. Mit ihren weißen Armen umschloß sie jubelnd den Mann. Sie weinten Brust an Brust.

„Kommen Sie," sagte der Doktor. „Wilson, hier ist ein warmer Rock für seinen Herrn!"

Wir schritten langsam dem Hotel zu.

„Reden Sie, Doktor, ich vergehe vor Ungeduld!"

„Auf der Hochzeitsreise vor zwei Jahren ist's geschehen. Frau Jane ist eine glänzende Schwimmerin, wie Sie gerade gesehen haben. Wenn der Mensch schön, reich und glücklich ist, wird er unberechenbar. Sie unterhielt sich damit, ihren Mann mit ihren Wagestückchen zu ängstigen.

Wenn sie in das Meer hinausschwamm, daß man sie kaum mehr sehen konnte, dann stand er ängstlich am Strand, an der gleichen Stelle wie heute. Der übermütige Augenblick gab ihr einmal einen unsinnigen Gedanken ein. Sie spielte ihrem Mann einen Krampf vor, rief um Hilfe und verschwand unter dem Wasser. Seit diesem Augenblick war Axel Heltberg stumm. Seit zwei Jahren reisten sie von einem Arzt zum andern."

„Und das war die Heilung? Ich verstehe alles weitere! Mein Kompliment, Doktor!"

„Und jetzt können Sie einen Roman draus machen."

„Das ist zu wenig Handlung."

„Dann lügen Sie etwas dazu."

Aber das mit dem „lügen" war nicht nötig: Ich saß kaum beim Frühstück, da gab es neue Aufregung. Ich hörte, wie das Hotelpersonal zusammenlief. Schreckensbleich brachte mir Jean die Schokolade; er verschüttete sie. Sein unterwürfiges Kellnerauge bat um eine Anrede; ich tat sie:

„Was ist los?"

„Der Herr hat sich erschossen."

„Welcher Herr?"

„Heltberg . . ." Mehr hörte ich nicht, ich stieß Jean und die Schokolade zur Seite und stürzte aus dem Speisesaal.

„Jetzt, gerade in der Saison, wie schrecklich!" klagte der Direktor, den ich auf der Treppe traf. „Das ist ein schwerer Schaden für uns!"

„Ja, ist es wahr?"

„Er ist tot."

Ich wurde nicht klar aus den vielen Stimmen. Ein Durcheinander von Hotelgästen, Kellnern und Hausmädchen füllte den Gang. Vor der Tür stand hochaufgerichtet Wilson. Als er mich sah, machte er eine Verbeugung:

„Der Herr verzeihen meine Hast von heute früh! Ich wußte, was auf dem Spiele stand."

Ich ging wieder hinab in den Speisesaal. Mir zitterten die Knie. Ich sah auf das sonnig spiegelnde Meer, über das weiße Wolken segelten. In schlanken Bogen kreisten die Möwen. Die Brandung sang.

Nach einer Weile kam der Doktor. Er ging auf meinen Tisch zu und ließ sich ein Glas Kognak geben. Er war in schlechtester Laune.

Wir saßen still beisammen.

Endlich fragte er rauh:

„Können Sie schweigen?"

Ich nickte.

„Dann lesen Sie . . ." Er hielt mir ein Stück beschriebenes Papier entgegen. Ich las:

„Verzeihe mir, Jane. Ohne dich kann ich

nicht leben, und mit Dir auch nicht! Ich habe Angst vor dir! Hättest Du mich stumm gelassen! Ich bin ein Spielzeug in Deiner Hand! Du hast zuviel Gewalt über mich. Du läßt mich stumm sein und reden nach Deinem Willen . . ." Der Doktor nahm mir den Zettel aus der Hand und zerriß ihn langsam in kleine Fetzchen, die er zu sich steckte.

„Das Leben ist saudumm genug," sagte er, „die arme Frau braucht das nicht auch noch zu wissen! Aber Sie können das so schreiben — dann glaubt's niemand." Er trank ingrimmig seinen Kognak aus und erhob sich. „Der Mensch ist nicht zurechnungsfähig, wenn er weiß, was er ist. Mahlzeit!"

L'heure de l'absinthe

„... L'Intransigeant!" — „Le Matin! — „La Presse!"

Schrill gellen die Rufe aus den schiebenden Menschenmassen, die dem Rachen der elektrischen Untergrundbahn entquellen. Ein feiner Nebel steigt auf, zu dem dunklen, tiefblauen Nachthimmel, der die Konturen der Opéra scharf zeichnet und müde lächelnd durch die hellen Fenster des Café de la Paix träumt. Henri Richter blickt wieder nach den Eingangstüren, durch die ein unablässiger Strom Besucher passiert. — „Daß sie noch nicht kommen! Zum Teufel! Jetzt kann ich mir eine zweite Schale café nature geben lassen! Wer weiß, wohin sie überhaupt noch wollen? So ein junges Paar in den Flitterwochen ist in allem unersättlich!" Und er — Henri Richter, artiste peintre, hat kein Geld für eine zweite Mahlzeit im Tag.

Die Autobusse, Autos, Taxis, Coupés und Fiacres lärmen die Boulevards entlang; Henri Richter sinnt nach, ob sich das Loch in seinem Handschuh gut verbergen läßt. Wenn es regnet, wird die Tinte vom zerrißnen Schuh gewaschen; diese Malerei ist sein einziger Auftrag seit Wochen! — — Wie sie eigentlich dazu kommt, gerade ihm hier ein Rendezvous zu geben? —

Horsetzky heißt ihr Mann? Ist das der plumpe Kerl mit den vielen Pusteln im Gesicht? Da wär' es schade um sie. — Sie hätte Maitresse werden sollen! Sie wird vor der „alten Jungfer" Angst gehabt haben . . .

„. . . Le Matin!" — „L'Intransigeant!" — „La Patrie . . .!"

Dort sind sie!

„Merde! Sie ist noch hübscher geworden und ihr Mann ist — der Horsetzky!"

„Ich hab' dich gleich erkannt," lacht sie, „was sagst du dazu, daß wir unsere Hochzeitsreise nach Paris machten?"

„Ist die Du-Ansprache noch erlaubt?"

„Aber ja! — Nicht wahr, Franz?"

„Mir scheint, hier ist überhaupt alles erlaubt," sagt der junge Ehemann.

„Mein Mann," — die zwei Worte hat sie noch nicht oft gesprochen, — „kann sich nämlich, mußt du wissen, nicht genug über das hiesige Leben entrüsten!"

„Na ja, sagen Sie selbst?" . . . verteidigt sich Horsetzky.

Henri Richter schiebt, ernst beipflichtend, das Kinn vor. „Sie haben recht! Skandalös!"

„Heinrich!" sagt die junge Frau heftig und kurz; ihr Kopf entfernt sich von ihm; die Perlen ihrer Ohrgehänge zittern. „Ist das dein Ernst?"

2*

„Sind die Herrschaften schon lange in Paris?"

„Fünf Tage."

„Ich wollte dir schon früher schreiben," sagt Tonda, „aber . . ."

„Wie lange bleiben die Herrschaften hier?"

„Ich hab' noch drei Tage Urlaub, dann heißt's wieder: ins Bureau!" sagt Franz Horsetzky. Frau Tonda wirft den Kopf herum.

„Du mußt dich für länger freimachen, Franz."

„Was fällt dir ein? Jetzt? Wo ich vor dem Avancement steh?"

„Mein Mann will schon morgen heimfahren!"

„Morgen wäre der bal des quat'rz arts."

„Was ist das?"

„Ein Ball der Maler und Modelle."

„Das müssen wir sehen!"

Sie faßt ihres Mannes Arm.

„Ich weiß nicht, wie du mir vorkommst?" sagt Horsetzky; er rückt ab und setzt, schwer gebändigt in seiner Futtersackangst, hinzu: „Du hast doch keine Balltoilette mit!"

„Ist nicht nötig," lächelt Henri Richter und sieht unverwandt die großen Maschen an den Schuhen der jungen Frau, die mit übereinander geschlagenen Beinen sitzt und wie eine Gestorbene mit dem Besten, das sie hat, bekleidet ist. „Die meisten tragen auf diesem Ball keine Toilette, Herr Horsetzky."

Ein tadelloses Schauspielergesicht, im Halbrahmen von Smoking und weißer Schürze, serviert Absinth.

Frau Tonda starrt in die grünliche Flüssigkeit und fragt mit atemloser, vibrierender Stimme: „Wie geht es dir eigentlich hier, Heinrich? Gut?"

„Mir? Danke! Bin ein Maler!"

„Es geht dir gut?" lauert sie.

„Bin zufrieden."

„Möchtest du nicht mehr zurück, nach Hause?"

„Gott behüte!"

„Verdienst du viel?"

„In ein paar Jahren hör' ich auf, wenn's so weitergeht."

Sie senkt den schickfrisierten Kopf, sein überlegenes Lachen trifft sie wie ein Peitschenschlag. So ein Lachen quält immer zwei.

„Da sind wir Beamten schlecht dran," sagt mißmutig Horsetzky und erschrickt über sich selbst; er wird knallrot im Gesicht und wirft fast das Absinthglas um. „Na ja!"

„Du darfst dich nicht beklagen, Franz," sagt sie rasch und schüttelt den Kopf; dicht unter den verschleierten, lebensgierigen Augen brennen zwei rote Flecken, „wir haben es wahrlich gut." Und dann gibt sie sich einen Ruck und spricht in fliegender Hast von ihrem seidenen Hochzeitskleid, von den vielen Menschen in der Kirche,

von dem großen Teppich, der vom Altar bis hinaus zum Trittbrett der Wagen gebreitet war. „Gott, war das eine Hochzeit!" sagt sie und schließt für einen Augenblick die Augen. „Diese Repräsentationspflichten sind schrecklich, aber sie müssen sein; man kann sich ihnen nicht entziehen."

„Sind deine Schwestern verheiratet?"

„Alle fünf; ich war die letzte." — Henri Richter sagt in Gedanken: Also: darum! — „Deine Mutter war auch bei meiner Hochzeit."

„So?"

„Sie redet viel von dir und deinen Erfolgen; sie ist sehr stolz auf dich."

„So?"

„Sie meinte, du könntest uns gewiß Zutritt in ein erstklassiges Pariser Haus verschaffen; weißt du, das wäre mein Höchstes!"

Henri Richters Augen werden klein; er heftet sie starr auf das Glas Absinth. „Willst du zum argentinischen Gesandten?"

„Ach ja!"

„Oder zum Marquis Villerat de St. George?"

„Nein, nein," sagt hastig Franz Horsetzky, „das kostet zu viel — Zeit."

Sie nickt ernst. „Du hast recht, Franz, das kostet zu viel Zeit. — Aber heute gehen wir noch irgendwohin! Du, Pariser, wo amüsiert man sich?"

‚Moulin Rouge, Eldorado, Bal Tabarin ...“

„Führ' uns!“

„Bedaure; ich bin für heute nacht vergeben.“

„Ich hab' mich so gefreut!“

„Gehen wir heut' auch einmal früh schlafen,“ sagt Franz Horsetzky, „'s muß ja nicht jede Nacht durchgelumpt werden.“

„Ich will aber die paar Tage leben, dann ist ohnehin alles vorbei!“ Wie der harte, knappe Hilfeschrei einer Abstürzenden ist's.

Horsetzky hängt den Kopf. Es ist schrecklich still unter vielen Menschen. Sie sieht scheu zu ihrem Jugendfreund, geduckt, aus kleinen Pupillen, wie man sieht, wenn man lügt. „Du mußt recht verstehen,“ sagt sie. „Zu Hause haben wir es wunderschön, eine Riesenwohnung; weißt du, die Möbel sind in Kunstzeitschriften abgebildet gewesen ...“

Henri Richter faßt ihre zitternde Hand, wie mit einer Eisenklammer. „Laß das! — Mir geht es auch hundeelend.“

Da lacht sie hysterisch laut: „Dir auch? Gott sei Dank!“

Hinter den Spiegelscheiben des Cafés passiert der lange Zug der Kolporteure und Hausierer; sie zeigen pikante Photographien, in rotes Seidenpapier verpackt.

Der Verlobte

Der Sonnenuntergang warf rötliche Flecke in das Atelier. Tief drunten verklang der Lärm der Millionenstadt. Man sah vom großen Fenster weithin über graue Zinskasernen und rußige Fabriken. Wie Fahnen hing der Rauch der Kamine in der schwülen Luft.

Bert Wilke ließ die Hand zur Seite hinabfallen, ihn freute die Arbeit nicht. Er sah zum Modell, das nachlässig zwischen den Polstern des Diwans lag.

„Schluß?" fragte sie.

„Ja — und: nein!"

Er seufzte und begann aufs neue zu zeichnen.

„Ein Vergnügen, bei dieser Hitze sich ums Geld plagen zu müssen," knurrte er vor sich hin, „sie sitzt auf dem Land und amüsiert sich; warum war ich auch so ein Esel?"

Bert's Verlobung war unerwartet gekommen. Sie war ein stilles Mädchen aus „gutem Hause", keine Modeblatt-Schönheit, mit einem feinen Unterton in ihrer halblauten Stimme, der ihm gefiel. Erst hatte er, als er ihren Eindruck auf sich merkte, sie abschütteln wollen wie andere; er hatte sich „gehen lassen", sich schlechter gemacht als er war, hatte ihr von seinem freien bisherigen Leben derb erzählt. Doch sie hatte zu allem still

genickt, als müßte das so sein. Da hatte er sie geküßt. Am Abend feierte die „ekle Spießerbande" gleich die Verlobung! Küssen verpflichtet! Hahah! Es war „interessant", eine Tochter, eine Schwester, eine Freundin zu haben, die mit einem Maler verlobt war, der so „skandalöses Zeug" ausstellte wie er!

Bert Wilke war froh, als endlich sein Zug abfuhr, er ließ sein Taschentuch im Winde flattern — auch so eine reizende Familiensitte — und begann dann reichlich nachzudenken. Doch er kam damit zu keinem rechten Ende, jedenfalls das eine wußte er: es war höchste Zeit gewesen, daß er sich verzog, sonst hätte es eine Explosion gegeben!

Vielleicht hatte er Thilde nur lieb gewonnen, weil sie besser war, als die andern im Gebirgsnest? Was dann? Wenn sie nicht mehr war? Ein Mädel küßt bald einen Mann, wenn es versorgt sein will! Nächste Woche kam sie in die Stadt!

„Das ist eine nette Zeit, die jetzt vor mir liegt!"

Er warf die Kohle zu Boden, daß sie zerbrach. „Kannst aufstehen, Mädel, wir sind fertig, — und," sagte er trotzig, „wenn du Lust hast, kannst heut abends mit mir gehen."

„Du mußt mir aber vorher ein Gefrorenes kaufen und einen Eiskaffee!"

Ein Brief fiel mit dumpfem Fall in den Blechkasten, der an der Ateliertür befestigt war.

Bert Wilke stand auf: Es war ein Schreiben seiner Braut.

Er zog die Augenbrauen zusammen; bisher hatte sie ihm nur „Ansichtskarten" geschickt: „mit bestem Gruß! Deine Thilde".

Er riß das Kuvert auf, vielleicht kam sie ihm zuvor:

„Mein lieber, lieber Bert!

Es ist tatsächlich schon Dienstag und die Sonne heraußen scheint nur mehr eine Woche für mich, dann kann ich unter ganz andere, viel wärmere und leuchtendere Sonnenstrahlen kriechen, wenn mich friert. Wenn mir jetzt hier alles grau und neblig erscheint, so freu' ich mich auf eine viel hellere, liebe Sonne, die mir alle häßlichen Wolken zerstreut, und die mich wie einen Wassertropfen zu sich hinaufzieht und hoffentlich recht lange festhält. Wenn ich dann alt und häßlich geworden bin, will ich auch ganz gern wieder herunter zur Erde fallen. Aber eine schöne Zeit wollen wir da oben, in Deinem lieben Licht, leben und uns frei und glücklich fühlen.

Übrigens mußt Du wissen, daß ich heute komplett verrückt bin. 125 Pulsschläge in der Minute!

Vor mir steht eine schäbig gewordene Glockenblume mit zwei Blüten. Die eine ist groß und

schön und sieht ganz so aus, als wollte sie mit dem argen Sturm noch gern einen Kampf wagen, während die andere, kleinere, ängstlich hinter der starken Blüte zusammengekauert hängt, als warte sie auf den Augenblick, in welchem die andere, nach starkem Ringen, zu Boden fällt, um ihr zuvorzukommen, damit die schöne Blüte auf sie, das kleine zausige Ding und nicht auf die schmutzige Erde zu liegen kommt. Und sie sieht aus, als freute sie sich, diesen letzten Liebesdienst ihrem starken Gefährten leisten zu dürfen.

Komplett verrückt! sage ich Dir, Du süßer, lieber Bert!

Ich wollte Dir schon früher schreiben, ich mußte aber vormittags mit Mama gehen, die mich photographieren wollte. Die reine Ironie, mich vor Heiligenbildern, im Walde kniend, mit seelenvollem Augenaufschlag! Wir kamen erst knapp vor Tisch nach Hause. Da hatte ich dann einen Auftritt mit Mama, die wollte, daß ich den Brief, den ich da an Dich schreibe, sie, wie die Karten, lesen lasse. Ich sagte: ‚Dann schreibe ich ihm überhaupt nicht, dann soll alles auseinandergehen!' — Da hat sie — klagend über ihr mißratenes Kind — eingewilligt.

Seitdem Du hier weg bist, herbstelt es stark heraußen und gestern, als ich die paar Worte von Dir erhielt, glaubte ich wirklich, daß es schon

Winter sei. — Wenn Du nicht in Stimmung bist, so zwing' Dich, bitte, nicht zum Schreiben!

Übrigens bist Du ein Scheusal und ich könnte Dich zerreißen, wenn ich denke, wie Du aus mir besonnenem Geschöpf ein Mädel gemacht hast, das alle seine schönen Prinzipien vergißt. Ich sollte Dich gar nicht so lieb haben, Du lieber, lieber, einziger Bert!

Ich könnte mich jetzt manchesmal hassen! Und das hast Du aus mir gemacht! Alles, was bis jetzt ruhig, ungeahnt in mir schlummerte, hast Du keck ans Tageslicht gerissen. Und diese ganze Welt um mich herum kriecht mit blödsinniger Ruhe verständnislos neben mir her und lacht mich höhnisch an, wenn ich nicht immer so vernünftig scheinen kann, wie ich sollte. Und wenn etwas von meinem innersten Empfinden hervordringt und ich muß mich dann mit aller Gewalt zusammennehmen, um wieder in das elende Ordnungsgeleise hineinzutappen, dann habe ich deutlich das Gefühl, daß in meinem Innern etwas erbarmungslos unnütz verbrennt.

Übrigens bin ich, wie gesagt, heute unzurechnungsfähig und verrückt. Ich werde Dir, mein lieber Bert, nicht mehr in diesem Tone schreiben, um so weniger als ich eben meinen „Tee" von Mama bekam, die mir drei mißglückte photographische Platten unter die Nase hielt, es rügte,

daß ich unnötigerweise Dir noch auf einem zweiten Bogen schreibe, wo ich doch etwas anderes, Nützlicheres, tun könnte, z. B. häkeln oder Tennisspielen!

Ich habe Dich ganz närrisch lieb und mache mir gar nichts daraus, wenn ich Dich auch noch lieber habe als Du mich! — Daß das so wäre, sagen nämlich meine Eltern, denn ich soll mit meinem verliebten Reden über Dich die ganze Familie „heruntersetzen" und dann meint Mama mit überlegenem Lächeln, eine Frau müsse auch dem eigenen Mann gegenüber stets zurückhaltend sein, weil das ihren Wert hebe. Im Grunde genommen, ist das alles ein großer Unsinn, denn in einer Frau ist ihr Bestes die Liebe, und wenn sie sich der nicht voll und ganz hingibt, ist sie ein armseliges Geschöpf, wie schließlich jeder Mensch, der unser schönes, richtiges Fühlen mißtrauisch zerstört. Es gibt keine Grenze der Liebe, am wenigsten aber Dir gegenüber.

Es gibt kein höheres Glück auf Erden, als ein Herz zu besitzen, das man so herzlich lieb hat!

Mein einzig lieber Bert, ich wollte, ich wäre jetzt schon ganz bei Dir und könnte Dir helfen.

Ich hab' Dich schrecklich lieb und hab' doch eine rasende Lust, Dich wütend zu hassen und muß Dich tausendmal auf Deinen lieben Mund küssen und umarmen, als Deine, wider Willen,

wahnsinnig glückliche Thilde."

Bert Wilke ließ das Blatt sinken Mit verklärten Augen sah er hinaus in die aufsteigende Dämmerung.

Das Modell stieß ihn in die Seite.

„Komm endlich!"

Er sah sie verloren an:

„Geh!" Ihr Blick gab ihm die volle Erinnerung. „Ich habe die Ehre, meine Dame!" Bert öffnete die Ateliertür. „Geben Sie acht, daß Sie nicht zu Fall kommen, es wäre schad' um Sie!"

Sie warf ihm ein Schimpfwort an den Kopf.

Er stieß die Tür ins Schloß und blieb mit gebreiteten Armen stehen.

„Thilde! Ach Thilde!! Komm bald!!"

Der glücklichste Augenblick

Mein glücklichster Augenblick? Der liegt verflucht lange zurück. Er war in der goldenen Zeit des ersten Pubertätsdranges. Ich war damals zwölf oder vierzehn Jahre alt und streifte blutgierig, wie eine Rothaut auf dem Kriegspfade, nach Frauenbeinen.

Ich fuhr in der Pferdebahn von der Schule nach Hause und ließ mir wollüstig von der Sonne, die durch die staubigen Wagenfenster schien, den Nacken streicheln. Eine Dame stieg ein; „eine blonde Bestie“ lispelte mein Bubenherz und begann zu pumpern wie heutzutage Automobilmotoren tun im Leerlauf. Der keusche Gedanke meines Verlangens wurde Tat, sie setzte sich neben mich! — Noch zwei Fahrgäste waren eingestiegen; wir rückten im Waggon zusammen — mein glücklichster Augenblick begann!

Meine wonneschaudernden Bubenwaden empfanden die Berührung von weichen, schwellenden Formen, die satanische Wärme in mein Gebein gossen. Die nächsten Sekunden verstrichen in niedergerungenem Keuchen und trockenem Schlukken. Das flammende, blühende Weiß des Frauenleibes drängte sich an mich und ich fühlte das heiße Sündenblut der Schöpfung kochen und springen in dem pulsenden Fleischgehäuse der Lust.

Eine Riesenwoge faßte mich und warf mich in den Abgrund eines neuen Himmels, und während ich den Lavagluten des Erdmittelpunktes entgegensauste, versank alles um mich: das „lobenswert" des sittlichen Betragens, die schlechte „Mathematische", der Handstand, den ich allein in der Klasse zusammenbrachte. — — Endlich, endlich wagte ich den Blick zu heben: Ich sah die Linien des Gesichtes, die vollen Lippen, die ich mit Küssen zerfleischt hatte. Tiefer schlichen meine Augen; sie streichelten Formen, in denen ich aufjauchzend mein Haupt bergen wollte — tiefer. Da war mein glücklichster Augenblick zu Ende! Die „weichen, schwellenden" Formen, in denen das Blut einer begehrenden Weiberseele sprang, pulste und tanzte, die mir ein wollüstiges Sterben unter öden Alltagsmenschen schufen, waren die Stäbchen eines roten, noch sonnewarmen Sonnenschirmes, den die verwunderte Dame hielt und dessen dünner Stock sich zitternd bog unter dem pressenden Drucke meiner gierig drängenden Bubenwaden . .

Ein bedenksamer Todesfall

Es liegt etwas Furchtbares in der Tatsache. In der Nacht, in der seine Tochter meines Freundes Weib wurde, erschoß er sich.

Er war ein mittelgroßer, bartloser Mann, so um die Sechzig herum. Seit dreißig Jahren war er verheiratet; ich selbst hatte auf seiner silbernen Hochzeit getanzt. An seinem einzigen Kinde hing er mit abgöttischer Liebe. Er war mehr als wohlhabend, fast reich. Und als Abschluß eines so glatten, glücklichen Lebenslaufes erschoß er sich, eben in der Nacht, da sein Kind dem angehörte, den es mit ganzer Seele liebte . . .

Die arme Frau war allein bei dem Toten, als ich eintrat. Noch war die gerichtliche Kommission nicht dagewesen. Er lag auf dem Diwan. Die Rechte war herabgesunken, sie hielt die tödliche Waffe umkrampft. Der Leichnam hatte eine natürliche Stellung, als schliefe er ein Nachmittagsschläfchen zu Ende, als könnte er jeden Augenblick die starren Lider öffnen, um uns anzusehen. Nur um den schmalen Mund mit seinen eingekniffenen, vertrockneten Lippen stand eine harte Falte, die dunkler war, als der blaue Schatten, den die spitze Nase des Verblichenen warf. Da war irgendein letzter störender Gedanke auf seinem Lebensweg gewesen!

„Was werden die Leute dazu sagen? . . .“

Ich bin mir heute noch nicht bewußt, ob diese Worte aus dem Munde der verwitweten Frau kamen, oder ob mir dies nur die Aufregung meiner Sinne vortäuschte, weil solches Denken in ihrem Antlitz stand. Jedenfalls hörte ich damals die Worte deutlich und klar. Von diesem Augenblicke an begann ich zu suchen, warum er gestorben war?

Seine Verhältnisse waren die denkbar besten; außer den Beschwerden des herannahenden Alters, die niemandem erspart bleiben, war er kerngesund. Je mehr ich nachspürte, desto ärger tappte ich im Dunklen. Für den Mann seines Kindes stand ich ein! Also was? Was war der Grund? . .

Die Frau sprach mit schleppender Stimme, was mir heute besonders auffiel, da sie sonst eine energische, entschlossene Frau war, die ein strenges Regiment führte.

„Sie wissen, wir sind mit Ihnen zugleich von der Hochzeitstafel aufgebrochen. Wir saßen ohnehin länger, als wir ursprünglich vorhatten. Mein Mann wollte nicht nach Hause, so oft ich ihn auch daran mahnte. Es war schon zwei Uhr vorüber, als wir endlich heimfuhren. Mein Mann dürfte im Wagen geschlafen haben; er hatte die Augen geschlossen und sprach kein Wort.

Daheim trank er noch ein Glas Wein. Das hätte er nicht tun sollen, es bekam ihm nie gut. Dann gingen wir zu Bett . . ."

Die alte Dame zitterte an Händen und Füßen. Sie fiel kraftlos auf den Sessel, den ich ihr rasch zuschob.

„Es ist schrecklich," schluchzte sie auf, „man wird ihn als Selbstmörder auch nicht einsegnen wollen?"

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte. Ich sprach von diesem und jenem, von Zufällen und Fügungen, von Gott, von der Unzurechnungsfähigkeit, von der Logik des Lebens, an die ich selbst nicht glaubte; es gelang mir endlich, ihre Tränen zu stillen.

Ich ging im Sterbezimmer auf und nieder, in der ohnmächtigen Verlegenheit, die uns befällt, wenn das Schicksal eingreift. Ich sah mir die Bilder an, die an den Wänden hingen. Die Bilder waren gute alte Bekannte; ich hatte sie Dutzendmale studiert, wenn mein Freund mit seiner Braut plauderte und ich als Dritter daneben saß, unnötig wie je ein Mensch und doch unerläßlich den beiden zu der Süßigkeit, die ein heimlicher Kuß in Gegenwart anderer Menschen bereitet. Es waren meist Originale, hie und da ein Aquarell ohne Signatur. Das waren des Toten eigene Arbeiten.

3*

Ich entsann mich mancher Einzelheit, die mir mein Freund von seinem Schwiegervater anvertraut hatte. Er hätte ursprünglich Maler werden wollen. Doch seine Frau, damals seine Braut, drängte ihn auf den festen Boden einer sicheren Existenz, er folgte. Das hatte er nie überwinden können, wenn er auch nicht davon sprach. Ich erinnerte mich eines Abends, da mit mir ein Maler eingeladen war, der viel von sich und seinen Erfolgen redete. Wir hörten geduldig zu, in der zuwartenden Haltung von Kulturmenschen, die sich langweilen und dies hinter einer zu scharf markierten Haltung der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu verbergen suchen. Schon einige Male hatte der alte Herr versucht, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben; vergebens; so saß er nun mit gefalteten Händen und wartete. Wartete? Worauf? Der Maler war jung und dankbar für die Gelegenheit, die man ihm gab, von sich zu sprechen; er kam zu keinem Ende. Plötzlich schrie ihn der alte Herr erbost an: „Die Künstler glauben immer, sie seien unfehlbar; Hunderte von Menschen gibt es, die mindestens das gleiche könnten wie Sie." — Der junge Mensch schwieg scheu; wir sahen den alten Herrn an, der sich so grundlos ereifert hatte. „Aber, aber," mahnte seine Frau, „ich verstehe dich nicht!" Da war er verlegen

aufgestanden nnd hatte sich unbeholfen entschuldigt.

Auch gestern, bei der Hochzeit, war mir seine gedrückte Haltung aufgefallen. Man hatte den Wunsch der Brautmutter berücksichtigt und eine pompöse Trauung veranstaltet. Vom Chore herab sang eine gefeierte Künstlerin; vor der Orgel saß der Meister dieses Instrumentes, ein berühmter Komponist. Die Kirche war gedrängt voll von neidischen und bewundernden Menschen. Der aber, der diesen Aufwand ermöglichte und bezahlte, stand in schlechtsitzendem Frack, von der reichen Seidentoilette seiner Frau fast verdeckt und lächelte ein rührend verlegenes Lächeln der Unbeholfenheit. Als das junge Paar vor dem Altare die Ringe wechselte, stand ich neben ihm. Es war eine feierliche Stille unter den vielen Menschen. Plötzlich drang ein Ton so tiefen Schmerzes, so qualvoller Selbstverleugnung darein, daß ich zusammenfuhr; auch der Priester hielt für einen Augenblick inne. Der Laut war aus des alten Mannes Mund gekommen. Er stand regungslos und totenbleich, ängstlich bemüht, seine Fassung nicht mehr zu verlieren. Um seinen Mund war die gleiche Falte, die jetzt sein Totenantlitz durchfurchte.

Ich sah nach der regungslosen Leiche hinüber. Die Linke lag durch den Starrkrampf des Todes

auf die durchschossene Brust gepreßt. Schnurgerade lief der Scheitel durch die schneeweißen Haare, die ein arbeitsreiches Leben gebleicht hatte. Einmal, bei passender Gelegenheit, hatte ich ihn gefragt, warum er sich nicht von seinem Geschäft zurückzöge? Er machte eine Kopfbewegung nach seiner Frau. „Man erlaubt es nicht!" Es war mir damals vorgekommen, als läge ein gehässiger Unterton in diesen Worten.

Mit dem gestrigen Tage war er offiziell zurückgetreten; mein Freund nahm seine Stelle als Chef ein. Und gestern hatte er sich erschossen . .

Oft hatte mein Freund davon gesprochen, daß er keinen leichten Stand mit seinem zukünftigen Schwiegervater hätte; es sei eine stille Rivalität zwischen ihnen. Ich hatte ihn ausgelacht: was für Rivalen sieht nicht die Eifersucht? Aber einmal hatte ich es selbst empfunden: Mein Freund küßte seine Braut in Gegenwart ihres Vaters, was er sonst stets vermied. Ein irrer, verzweifelter Blick leuchtete aus den alten Augen und dröhnend schlug die Türe hinter dem Vater ins Schloß. Sein Kind war ihm alles gewesen. Lange hatte er mit seinem Ja gezögert; endlich hatte er es gegeben, mit recht trüben Worten:

„Wenn ich Ja sage, gebe ich Ihnen alles, gebe ich Ihnen mein Leben!"

Dies gewann nun schreckliche Bedeutung.

„Ich hätte ihn nicht mehr lesen lassen sollen," klagte sich des Toten Frau an, „es machte ihn stets nervös . . ."

Ich sah sie fragend an, sie sprach mit hastigen Worten weiter:

„Als wir im Bette lagen, drehte er noch einmal das Licht auf und begann zu lesen. Ich redete ihm gütlich zu, er sollte schlafen. Er gab keine Antwort. Ich beugte mich zu ihm und sah, daß er das Buch verkehrt in Händen hielt; er las gar nicht. Und weil der Arzt ihm das Lesen bei künstlichem Licht, seiner Augen wegen, verboten hatte, wollte ich seinem Grübeln ein Ende machen und drehte rasch entschlossen das Licht ab. Er stieg aus seinem Bett und ging in das Zimmer hier herüber. Ich glaubte, er wollte sich eine Kerze holen, da fiel der Schuß . . ."

Die Frau rang die Hände und schluchzte auf.

„Nun werden Sie sagen, ich sei schuld! Es war aber kein Streit, nur eine Meinungsverschiedenheit, wie wir sie täglich hatten. Ich konnte ihm doch nicht alles durchgehen lassen . . ."

Es klingelte.

Andere Menschen kamen. Sie brachten Blumen und Beileidsworte. Ein gedämpftes, ehrfurchtsvolles Murmeln füllte die Räume, aus welchen gestern der Hochzeitszug seinen Ausgang genommen hatte.

Ich nützte die Gelegenheit und ging.

Nun wußte ich, weshalb er gestorben war: Andere hatten seinen Weg bestimmt, den er gehorsam und pflichtgetreu gegangen war, ohne innere Befriedigung. Er hatte Geld verdient, seiner Frau einen angesehenen Namen gegeben, ihr eine schöne gesellschaftliche Stellung bereitet. Weil aber jeder Mensch seine Sehnsucht hat und ein Ziel für seine Liebe braucht, so hing er sein Herz an sein Kind. Das Mädchen war ihm alles, das half ihm hinweg über sein armes reiches Leben, an der Seite einer Frau, die ihn nicht verstand, mit der er „täglich Meinungsverschiedenheiten" hatte, die ihm nichts „durchgehen ließ", was nicht nach ihrem eigenen willensstarken Denken war. Er haßte seine Frau, wie nur ohnmächtige Schwäche die sie lenkende Kraft hassen kann, mit all seinen Nerven. Und das brach durch in der Nacht, da er das Nichts vor sich hatte, da er sein Kind an einen anderen verlor. Er sah das graue Einerlei vor sich, ohne Liebe, ohne Verständnis hinsiechen zu müssen, das ertrug er nicht. Und weil er sein Kind über alles liebte, darum gab er freiwillig den Kampf auf, in welchem er, als der Ältere, nach ehernen Gesetzen ohnehin hätte unterliegen müssen.

Ein kleiner Streit in den Stunden der höchsten inneren Spannung gab den Ausschlag. Der

Ärger, daß er das Licht wider seinen Willen auslöschen sollte, trieb ihn in den Tod. So lächerlich ist das Leben, so furchtbar der Augenblick der absoluten Aufrichtigkeit mit sich selbst. Und auch die andere Seite des Schicksals stimmte: Jedes zu lange gedämmte Gefühl bricht zur Unzeit aus. Er hatte sich in einer Zeit erschossen, deren Erinnerungen im Herzen seines Kindes doppelt schwer wogen. Er stahl ihm die schönste Zeit seines Lebens, die Zeit der jungen Liebe. Das erstemal im Leben, da er nur an sich dachte, tat er unrecht.

Der Mensch kann handeln wie er will, er ist immer im Unrecht; oder wenn ihr wollt: er ist immer im Recht.

Literaturball

„Hopsa," sagte die schöne Frau Mizzi, als die Pferde jäh anzogen und sie dabei, wider Willen, unsanft auf ihren reizenden Körperteil fiel, dicht neben ihren Gatten, den Literaten. „Hast du mein Taschentuch, meine Handschuhe — mein Puderpapier?"

„Gewiß, gnädige Frau."

Und weil sie nie Unterröcke trug, und wenn sie auf einen Ball ging, schon gar nicht, so empfand er sehr deutlich den sanftbeseligenden Druck eines runden Knies und die angenehme Linie, die sich abwärts, in warmer Weiche, zum silberschnalligen Lackschuh schwang. Doch er wollte die Bügelfalte seiner Hose nicht in Gefahr bringen und wußte, daß die vorüberhuschenden Laternenköpfe seinem bartlosen Antlitz harte Denkerfalten gäben. „Wie mich der Schuh drückt!" sagte er knurrig. „Wann war denn die letzte Soiree?"

„Na, acht Tage werden's schon sein," meinte sie geruhsam.

„Also acht Tage war mein Schuh wieder nicht auf dem Leisten! Acht Tage ist er mit Staub und Dreck unter meinem Bett gelegen. Meine Glacés sind zerrissen; der Daumen sieht heraus! Eine Schweinewirtschaft!"

Sie hob, höchlichst beleidigt, die runden Fratzenschultern und mummelte mit den vollen Lippen wie ein Karnickel, das Kohlblätter speist; sie nahm augenscheinlich ihres Ehegatten Worte als Kohl. „Wenn du eine teutsche Hausfrau haben willst, hättest du mich nicht heiraten sollen."

Das gab seinem Ehrgeiz, der nach „künstlerischer Freiheit" strebte, einen herben Stich. „Weil ich mir jetzt einmal ein Wertpapier gekauft habe, meinst du gleich, ich sei ein Spießer; na, ist schon gut!"

Schmerzlich sah er zur anderen Wagenseite hinaus. Das runde Knie und die weiche, geschwungene Linie kamen bewußt näher.

„Du!"

„Ach!"

„Hörst!?!"

„Ja?"

„Glaubst, daß der Knöpfle kommt?"

„Wir haben ihn eingeladen," sagte nachdenklich der „erfolgreiche" Literat, wobei er mit dem „wir" den Schriftstellerverein meinte, bei dem er auf Todesfall bürgerlich versichert war.

„Und seine Frau? Kommt die auch?"

„Das weiß ich nicht . . ."

Im Vestibül stand Michael Knöpfle. Mit wüstem braunen Christusbart und angeborenem Hahnenschopf; im nagelneu entlehnten Frack.

„Siehst, er ist allein!“ sagte sie.

„Servus, Michel; führ' meine Frau hinauf; ich muß ins Komiteezimmer.“ Der Literat entlief mit emsigen Sorgenfalten.

Michael Knöpfle half ihr aus dem Abendmantel, dessen Ärmelfutter zerrissen war, und schwang ihn, samt dem Kopfschal, der dicken Garderobierin zu. „Der Henkel ist abgerissen,“ sagte Frau Mizzi kleinlaut, als die andere Miene machte, die Kleider aufzuhängen, „gerade vorhin erst.“ Und purpurrot floh sie zum Spiegel. „Sie haben Ihre Frau nicht mitgebracht?“ fragte sie über die Schulter und richtete ihre Stirnlöckchen.

„Meine Frau?“ ... Knöpfle reichte Mizzi den Arm und konnte es nicht hindern, daß er schielte: Frau Mizzi war beträchtlich dekolletiert.

Die Musik lärmte. Theater-Halb- und Viertelwelt drehten sich, ein Minister schimpfte ganz leise auf die Journalisten. Zwischendurch schritten Hamlet und Iphigenie, Faust und Monna Vanna des Hoftheaters, in Frack und Balltoilette, hochgemut der Estrade zu. In den Logen saßen die Erhalter des Balls. Skandalgierig, autographenlüstern. Die Lichter flirrten. Wie eine gepeitschte Woge von Schönheit und Lust, die sich selbst reinigt, hob sich der Tanz, mit Schleppengischt und Schulternbrandung. Lange standen sie und sahen zu. Dann holte Michael

Knöpfle einen Seufzer von ganz zu unterst. „Die Weiber! Wenn man die malen dürfte, wenn die einem Modell säßen!"

„So sagen Sie 's ihnen!" Sie entzog ihm böse den Arm und schwenkte zur Seite. Er kam ihr wie ein Hündchen nach, immer besorgt, ihr nicht auf die Schleppe zu steigen.

„Da könnt' man einmal ein Bild malen, da könnt' man heraus aus diesem Illustratortum; aber so! Pardon!" sagte Michael Knöpfle, zu Tode erschrocken, denn er war an Frau Mizzi angestoßen, wo es weich und elastisch war.

„Sie sind zu anständig!" sagte sie mit großer Sicherheit, „verlieben sie sich!"

„Und meine Frau?"

„Die braucht doch nichts zu wissen!"

Düster sah er zu Boden. „Sie haben recht; ich such' mir einen Ehebruch, sonst verkomme ich! Meine Frau ist ungraziös." Frau Mizzi blickte ihn mit ihren blitzenden Kinderaugen und dem kühnen Frauenprofil sehr mitleidig an. Ihre Hand ruhte auf seiner Hand.

... In der Pause sah der Literat nach ihnen. „Unterhaltet ihr euch? Ich habe wahnsinnig mit der Verteilung der Damenspenden zu tun." Dann ging er wieder, befriedigt und stolz, Michael Knöpfles Ehegesponsin und die seine vergleichend: „Ist ein armes Luder, der Knöpfle!"

Knöpfle war feuerrot und tanzte mit Frau Mizzi. Ihm war, wie noch nie; sie lag weit zurückgelehnt in seinem Arm und sog den rhythmischen Schleifhall des Tanzes in sich. „Wär ich eigentlich 'n gutes Modell?" fragte sie träumerisch, von ungefähr.

„Sie?" Michael Knöpfle trat eine blaßrosa Schleppe ab, daß es krachte. „Sie?!"

Frau Mizzi riß ihn ins Gestrüpp drehender Schritte und haltender Arme.

— „Mit wem tanzt deine Frau?" fragte ein Literaturkollege, der stets dramatisches Tandem fuhr.

„Mit dem Knöpfle. Maler, begabt, kulturlos — heute auf dem ersten Großstadtball! Plakate, Annoncen; häßliche Frau, zehn Jahre älter, Dankheirat! Pfutsch!" Er wandte sich ab. —

„Na, da komm' ich morgen zu Ihnen ins Atelier," sagte Frau Mizzi, aus dem Getümmel walzend, „und befrei' Sie. Pscht! Machen S' nicht so ein dummes G'sicht; 's braucht 's niemand zu wissen!"

Man fuhr spät nach Hause. Michael Knöpfle hatte den Wagenschlag gehalten, nun schlug er ihn zu und grüßte mit dem schwarzen Filzhut, wie er's von der fernen Tanzstunde her noch immer in der Übung hatte. Dann ging er, triumphierend, durch nebeldunkle Gassen heimwärts.

„Armes Luder," sagte der Literat, der ihm nachsah, und stieß mit dem Zylinder an die Wagendeckung, „warst' wenigstens nett zu ihm?"

„Wie mit dir."

„Ach geh', du lieber Aff'! Das darfst ja gar nicht!" Er kam gut gelaunt näher, denn er hatte den neuen Feuilleton-Redakteur kennen gelernt; er nahm Frau Mizzi auf den Schoß. „Weißt, es ist schön, Künstler zu sein," sagte er, „aber ein liebes Weib muß man auch dabei haben."

„Das brav ist," ergänzte sie, „und anständig!"

Er zog gerührt die Vorhänge des Wagens zu.

Tagebuchblatt aus der Zelle Nr. 13

Die schwere Tür fällt zu hinter dem Beschließer, und seine tappenden Schritte verhallen in den lichtarmen, gewundenen Gängen des großen Gefangnenhauses. Hungrig nach dem Lärme der Mitmenschen haschen meine Sinne den verklingenden Schall. Dann steht wieder die Todesstille um mich, eisig, schaudernd und drückt mich zu Boden mit ihren Riesenfittichen der Gewissensnot . .

Weiße Lichtflecke über schwarzen Röcken oder weiße Lichtflecke unter grellfärbigen Hüten, so hatte ich die Herren und Damen des Auditoriums gesehen, das gekommen war, um aus Humanität zu richten und aus Neugierde zu weinen. Der Staatsanwalt hatte mit energischem Diskant gesprochen, mit milden Worten der Richter präsidiert. Des Verteidigers Sätze waren leerer Schall, der verständnislos an meinen Ohren vorüberbrauste. Im Amphitheater der Zuschauer fuhren die Taschentücher hin und her, und ich hörte verhaltenes Schluchzen. Die Operngläser starrten auf mich nieder.

Ein Scharren kam von der Geschworenenbank. Dann führten sie mich ab, zurück, hierher, in diese eisigkalte Zelle, in der kein Licht ist und keine Lösung von dem Graus meiner Gedanken.

Wo blieb das Urteil? Warum sprachen sie nicht ihr „Schuldig"? Warum führen sie mich nicht zur Richtstätte, die Tat zu sühnen? Ich bin ein Mörder, ein roher, geständiger Meuchelmörder. Ein Mörder, doppelt verrucht, weil ich mein Weib tötete, das an mir in Liebe hing. Schuldlos war die Frau, schuldlos und rein wie je ein Mensch! Was wird mein armes Kind sagen, welchen Fluch wird es stammeln, wenn es von mir die Mutter verlangt, wenn es als schwere, klirrende Sklavenkette den Mördernamen durchs Dasein schleppt? . .

Als ich das erstemal zustach, da nahm ich zuviel Kraft; ich hatte auf Widerstand gerechnet. Drei-, vier-, fünfmal stieß ich zu, bis die heiße Röte mir über Finger und Arme troff, bis Totenstarre den kraftleeren Körper beschlich. Haßerfüllt, in satter Rache, sah ich das Weib sterben, das ich über alles geliebt hatte. Dann kam der Morgenjubel unsres Kindes als jauchzende Fanfare durch die Tür des Nebenzimmers gezogen, ich sah — dann kam der Geifer der Öffentlichkeit, der Haß der Meinungen, die Haft, an deren Ende die Sühne steht.

Wo blieb das Urteil? Warum sprechen sie nicht ihr „Schuldig"? Warum führen sie mich nicht zur Richtstätte? Es ist doch so einfach das Wort „Gerechtigkeit", das die Bestien aus

der menschlichen Gesellschaft scheidet? Warum sprechen sie es nicht? Wollen sie dem näher kommen, was sich ewig vor ihrem Blick verschleiert hält, dem schrecklichen Geheimnis, das uns Menschen wie Puppen hin und wider schiebt auf der Bühne des Seins? . .

Ich habe mein Weib über alles geliebt und hätte freudig für sie mein Leben geopfert. Wir waren nicht reich, doch in ruhigen, glücklichen Geleisen des Wohllebens, wir sahen mit Freuden unser Kind. In früheren Jahren hatte ich an vielem Gefallen gefunden, an Sport jeder Art und an Frauen anderer. Damals hatte ich es nicht für möglich gehalten, daß mich je eine Frau so ausfüllen könnte, daß ich alles andre vergäße. Oft, wenn wir beisammen saßen, sprachen wir mit stolzen, glücklichen Worten und hielten uns bei den Händen. Wie schrecklich mußte es sein, wenn zwei Menschen für das Leben aneinandergekettet waren und nicht gleichen Schritt gingen! Wenn eines dem andern die Treue brach! Es war so wohlig, aus sicherer Burg spießbürgerlich die Gedanken in die Ferne zu schicken, und unser Glück wurde stärker, je mehr wir erkannten, wie schwer das Unglück andrer war. Am Abend vor dem Mord war mir nicht wohl, eine leichte Erkältung machte sich bemerkbar. Ich legte mich früher als sonst zu Bett, meine Frau drang

in mich, den Arzt zu rufen. Erst wollte ich nicht, mir war leid um das Geld, denn ich wollte sparen, um meiner Frau eine Freude zu machen; sie wünschte sich schon seit langem eine Pelzjacke; die sollte sie haben. Als sie jedoch davon sprach, daß sie den Arzt des Kindes wegen gern kommen ließe, weil sie dieses nicht einer durch mich möglichen Ansteckungsgefahr aussetzen wollte, gab ich nach.

Der Arzt kam, fand ein klein wenig Fieber, verordnete heißen Tee und ging wieder. Der Doktor hatte uns beide schon behandelt, als wir noch ledig waren. Er war verheiratet und galt als großer Don Juan, seine Ehe sollte nicht glücklich sein. Wir erinnerten uns mancher Einzelheit, die man über ihn erzählte, die nun deutlich vor unserm Bewußtsein stand, weil wir ihn wieder einmal gesehen hatten. Schließlich kamen wir zwangläufig auf das seltene Glück unsrer eigenen Ehe zu sprechen. Noch sehe ich meiner Frau glänzende Augen, über die feine Schleier sanken, wenn sie die Worte meiner zufriedenen Seligkeit in sich trank. Dann gingen wir schlafen. Als die Sonne blutrot über den Giebeln des Häusermeeres aufstieg, war ich ihr Mörder! Der Schrei unsres Kindes riß mich ins Leben und jagte mich, wie von Furien gehetzt, zur Wachstation. Dort nahmen sie mich gefangen, ich sah mein Weib nicht mehr ..

4*

In langen schlaflosen Kerkernächten habe ich nachgesonnen und gegrübelt, wie das Leben die Menschen zwingt, wie es so sonderbar die Begriffe „gut“ und „böse“ verteilt! Gleich leisem Sang fremder Seelen ist mir, aus fernen, silbernen Tiefen, die Erinnerung gedämmert an unser Gespräch am Abend vorher:

Man sagt, der Traum sei die Fortsetzung der geistigen Tätigkeit bei mangelndem Bewußtsein? Das unterscheidende Merkmal zwischen Schlaf und Wachen sei darin gelegen, daß bei ersterem die Kritik des Denkens ausgeschaltet sei? Das Gespräch, der Inhalt unseres Gespräches, hatte sich zu einem Traume verdunkelt, der mich in den Morgenstunden gefangen nahm, einer Zeit, in der der Mensch am leichtesten träumt, weil das Hirn nur mehr im Halbschlummer liegt und den Einflüssen von außen zugänglicher ist. Die verwehten Stimmen einiger Nachtschwärmer, die vor den Fenstern unsrer Wohnung vorüberzogen, mögen den Traum in mir ausgelöst haben. Es war mir, als hörte ich meiner Frau Stimme mit einem Manne nebenan flüstern, der ihr Kosenamen gab. Wie Feuer brannte mein Herz. Der Gedanke der Angst mochte in mir wieder wirksam gewesen sein, der mich oft beschlich, wenn ich unseres Glückes und des neidvollen Menschenschicksales dachte, das rings um uns

tätig war. Sie traten eng umschlungen durch die Tür, so sah ich's im Traum, und ich preßte die Augen zu, um mich schlafend zu stellen und sie sicher zu machen. Sie küßte ihn, es war unser Hausarzt, küßte ihn mit den gleichen schmalen Lippen, die mein alles waren. Ein Ekel schnürte meine Kehle zu, sie küßte ihn auf den Hals, auf die gleiche Stelle, die mir Liebestandelei und Gewohnheit geheiligt hatten. Sie hing an seiner Brust und sah spöttisch auf mich nieder. „Er glaubt, daß er glücklich sei!" Dann wechselte jäh das Bild. Sie lag an meiner Seite und schlief, jedes Detail ihrer Gestalt sah ich im Traum, wie es sich unter der Decke zeichnete. Oder war ich schon wach, ohne es zu wissen? Nun war sie in meiner Gewalt, nun wollte ich Rache nehmen für meine besudelte Liebe! Das Stilett, das sie mir gekauft hatte, zur Sicherheit, wenn sie mit dem Kinde im Sommer auf dem Lande weilte und ich allein in der Stadtwohnung schliefe, lag in der Lade des Nachtkästchens neben mir. In diesem Augenblick bin ich erwacht, oder müssen meine Glieder den Starrkrampf des Schlafes von sich geworfen haben, ohne daß der Geist schon zur Realität zurückkehrte. Ich sah mein Weib im Bette liegen, wie ich es im Traume oder im geistlosen Halbwachen gesehen hatte, riß den Dolch an mich und stieß zu. Hätte

sie einen Schrei tun können, vielleicht wäre ich noch zur rechten Zeit denkend geworden, doch der erste Stich hatte ihr Herz getroffen. Ich blieb im Traum befangen, doppelt gefährlich, weil nun meine Muskeln dem schrecklichen Wahne dienstbar zur Seite standen. Der Schrei des Kindes riß mich ins Leben, ich war ihr Mörder . .

Wo bleibt das Urteil? Warum sprechen sie nicht ihr „Schuldig"? Man muß den Menschen töten, dem es zum Bewußtsein kommt, daß selbst die Liebe nicht stark genug ist, ihn vor sich selbst zu schützen . .

Traumland

Die Gestalt der jungen Frau verschwand im Eingang des Tennisplatzes. Nur eine Schwalbe segelte noch zickzack den kiesbedeckten Promenadeweg entlang; dann lag das Tal von neuem einsam, in heißer Schwüle. Die Villen schliefen. Ein voller Mädchenhals wand sich durchs Blättergrün — er sicherte; Kies kreischte. „Die Gnädige ist fort!“ rief das schöne Stubenmädchen.

Im kühlen Hausflur stand die Köchin, nun schob sie ihre reife Fülle vor und zog den kleinen Bob ans Licht. Die Villa warf breit behaglich schwarze Schatten aus. „Sicher?“ Das Stubenmädchen nickte, und während sich die Köchin im kurzgeschorenen Rasen niederließ, streichelte sie des kleinen Bob fein blondbesträhnten Kopf. „Komm her zu mir!“ befahl Tini, die Köchin, „wir wollen wieder spielen. Du bist der Page und ich: die Gräfin Sendromir; ich komme auf Besuch zu meiner Tochter.“ Armschwenkung zum Stubenmädchen: „Du bist jung verheiratet!“

Gehorsam flackerten die trüben Kinderaugen; Bob riß ein großes Kastanienblatt ab und legte ein Fetzchen Zeitungspapier drauf; das war die Visitenkarte. Mit zarter Müdigkeit schwang er die magern Kinderbeine und ging melden.

Marie, das Stubenmädchen, strich die gewellte

weiße Schürze glatt, sie richtete ihr Häubchen, dann warf sie sich ins Grün. Das schön geschnittene Gesichtsoval der jungen Gräfin nahm einen schmerzlich hingegebenen Ausdruck an. „Was ist, Henricio?“ Bei seiner Verbeugung ließ Bob die Karte ihrer Mutter fallen. „Mon die',“ sprach seine junge Herrin und gähnte nonchalant, „wie oft muß ich ihm noch sagen, wie man anmeldet?“ Der kleine Bob wurde feuerrot vor Scham. „Die Frau Mama sind da,“ tat er die Meldung. Die Tochter seufzte mit geschlossenen Augen. „Ich lasse bitten!“

In ungestümer Liebe kam Tini, die alte Gräfin. „Mein Kind, mein einzig liebes Kind; ich seh' dich wieder. Was macht der Gräfliche Gemahl?“ Sie küßten sich, müd' schlang die junge Gräfin den Arm um ihre Mutter. „Ich danke dir, Mama — wir sind gesund; ich und der Herr Graf erwarteten dich mit Freuden.“ — „Liebes Kind, bleib' ruhig!“ Die alte Gräfin ließ ihr Kind behutsam in den Rasen gleiten, der das Plüschsofa vertrat. „Auch ich konnte es kaum erwarten, dich zu erblicken — zweimal nahm ich Extrapost!“ — „Wie lieb von dir, Mama; wir haben uns wirklich lange nicht mehr gesehen . . .“ „Und länger nicht gesprochen,“ ergänzte die Gräfin-Mama. — „Du hast recht; schon die letzten Wochen vor der Hochzeit ließen uns die Vorbe-

reitungen keine Ruhe mehr zum Diskurieren. Die vielen Herzöge und Minister, die Fürsten und Hofräte, das alles kam, um uns zu gratulieren; darüber starb der Mensch in uns." Wegen dieser exorbitanten Wendung fiel die Tini-Mama aus der Rolle. „Hast' das aus dem neuen Roman?" fragte sie lauernd, „du, i glaub', der is wunderschön?" Vorgenommenermaßen ignorierte die junge Gräfin solche Einwürfe. Sie strich sich mit dem blaurot gewürfelten Schnupftuch über die heißen Wangen und rief: „Henricio!"

„Frau Gräfin befehlen?" sprach der Sohn vom Haus.

„Mama möchte speisen; ich lasse dem Koch sagen: er soll Schweinsbraten mit Gurkensalat und Topfenknödel servieren lassen. Rasch!" — Bob machte einen tiefen Bückling, der starre Ernst wich nicht aus seinem bleichen Kinderantlitz. „Es ist noch Kompott da von gestern," stammeltete er. Der Blick seiner Herrin war strafend. „Eine Gräfin ißt nichts Übriggebliebenes," verwies sie, „und nun rasch, die Gräfin ist müde."

Als der kleine Bob mit verzagten Schritten im Haus verschwunden war, legte die junge Frau zierlich die Beine übereinander; sie kreuzte die Arme unter den Kopf. „Ich fühle mich Mutter!" sagte sie leise und geziert. — „Wirklich?" wollte erregt die Köchin-Gräfin schreien, doch sie besann

sich noch zur rechten Zeit und kniete würdevoll neben ihrem Kind ins Gras. „Wie mich das freut, nun stirbt euer edles Geschlecht nicht aus. Der Herr Graf, mein Schwiegersohn, wird große Freude haben." — „Die hat er auch," sagte Marie und glaubte fast an ihre stolze Mutterschaft, wodurch ihre Stimme ins Zittern und Schwanken kam, „wir wollen das Kind Fidelio nennen." — „Nun mußt du mir aber alles näher erzählen," bat die Großmutter, die in der Erregung Rang und Pflicht vergaß. Mit energischem Armschwung wischte sie mit dem Handrücken ein paarmal über den Mund, wie sie 's in der Übung hatte, wenn sie beim Kochen Kostproben nahm. „So fang' doch an!"

„Du lieber Gott!" begann abgespannt die junge Gräfin, „als wir von euch in der goldnen Kutsche wegfuhren, hielt mein Gemahl die ganze Zeit meine Hand in der seinen; ununterbrochen küßte und drückte er mich; er sah mich mit seinen schönen schwarzen Augen so liebevoll an, daß mir heiß zumute wurde; er lehnte seinen Lockenkopf an meinen . . ." Immer unruhiger war die Tini-Köchin geworden, nun schrie sie: „Was hat er weiter g'macht?" — „Als wir ausstiegen," sprach hochmütig die Tochter, „leuchteten die Diener mit meterlangen Stearinkerzen die Marmorstufen hinauf ins Brautgemach. Das

war rot von Gold und Granaten; über dem Bette hing eine Ampel herab." Nun kam auch der jungen Gräfin die Erregungsröte in die Wangen. „Meine teure Gattin," sprach er und umschlang mich mit seinen starken Armen, „ich liebe dich!" — „Du hast einen guten Mann," sprach mit schwerwogender Brust die alte Gräfin, „erzähl' weiter!" . .

Die junge Gräfin hatte die Augen geschlossen; sie träumte ihren seligen Traum allein zu Ende. — — — — „Es war wunderschön," seufzte sie nach einer Weile.

„Aber mir sagst nix!" schrie die Tini, „i muß immer alles erzähl'n!"

„Dort kommt Henricio," mahnte von oben die junge Mutter, „schweig!"

Eilfertig schleppte Bob das Gastmahl heran, es bestand aus all dem, was Bobs Mutter nicht eingesperrt hielt. Ein Handtuch wurde ausgebreitet, darauf lag Brot und Schmalz; Senf und Salz dienten als Gemüse. — „Wo ist der Champagner?" fragte streng die Gräfin. Bob-Henricio geriet in knietiefe Verlegenheit. „Es ist keiner da," stammelte er schreckensbleich. „Doch!" wies ihn die junge Herrin zurecht und kam gezwungen in die rauhe Wirklichkeit zurück, „ich hab' ein Häferl Milch auf die Seite gestellt — unter meinem Bett ist 's versteckt." — „Und i

hab' ein bissel Butter auf ei'm Teller in mei'm Koffer," setzte die Gräfin-Mutter hinzu, „sie läßt uns ja sonst nix herauß'n, der Schmutzian!" Feuerrot ward Bob; er schämte sich, eine so geizige Mutter zu haben; er lief ins Haus, um nachzuservieren.

Die junge Gräfin legte maliziös den wohlfrisierten Kopf ins Gras zurück; dem abgelauschten Gesichtsausdruck nach hatte sie jetzt schwere Migräne. „'s is ein Saudienst," sprach nachdenklich die Tini, „im Herbst geh' ich." Als Bob kam und sich zum Mahle setzen wollte, sprach das schöne Stubenmädchen: „Bob, jetzt mußt du den Grafen machen!" Mit zitternden Knien stand er vor ihr. „Ich dürfte nach deiner Liebe, Graf," sagte sie schluckend. Graf Bob-Henricio steckte verlegen den Finger in den Mund; seine Gemahlin wies durchbrochene Strümpfe unter ihrem Rock. „Küß mich!" befahl sie sturmvoll. Er klebte einen Kinderkuß auf ihre Wange, da schob sie ihm die heißen Lippen zu. Heftig umschlang sie ihn, dann stieß sie ihn zur Seite. „Du bist ein dummer Bub!" Da begann er zu weinen. Die Tini-Köchin fraß das letzte Stückchen Brot. Dann trösteten ihn die beiden Gräfinnen. „Wir haben dich ja gern." Stöhnend kam die dicke Tini in die Höhe. „I muß den Lungenbraten hinstellen," sagte sie ärgerlich,

„sie tut nix als fressen, die Gnädige! — Im Herbst geh' i." Sie rollte davon.

„Bob, jetzt spielen wir noch schnell die Reise nach Amerika!" Still lagen sie nebeneinander und sahen in des Himmels Bläue. Das Schönste dieser Reise war das Finale: Das Schiff ist untergegangen und Graf und Gräfin ruhen tot und starr auf dem Meeresgrund. Bob preßte die Augen zu und stemmte die kleinen Fäuste ins Antlitz; ihm quollen die Tränen, wie so oft in seinem liebeleeren Ziergartenleben. — — „Die Mama kommt!" flüsterte Marie und riß ihn beim Arm; sie sprang jäh in die Höhe, „wenn sie dich fragt, was ich g'macht hab', sag', ich hätt' genäht." —

Sie liefen dem Hause zu, Stubenmädchen und Kind, davon vor der strengen Mama, die den Talweg herauf kam und mit dem Rakett gedankenlos Blumen- und Blütenköpfe abschlug.

Menschen

Roman Meschnow, der Arzt, steht neben dem zerwühlten Bett seiner verstorbenen Frau und horcht. Mit schwarzen Schwingen umkrallt ihn die Einsamkeit. Durch die Fenster des Zimmers sieht der gerötete Nachthimmel, auf dem der Widerschein der Feuer auf den Friedhöfen wandert. Mit einem tiefen Seufzer sinkt der Mann auf einen Sessel; er starrt die weißen Laken an, denen seine Frau im Todeskampf die Form ihres Leibes gegeben hat.

Das Geräusch im Nebenzimmer wiederholt sich. Er tastet im Dunkeln zur Tür und öffnet.

„Wer ist da?"

Als Antwort hört er schweres Atmen und das feine Ticken einer Uhr, die sonst nicht in seinem Zimmer ist.

„Wer ist da?" sagt er wieder und greift nach rückwärts zur Revolvertasche. „Wer die Not der Seuche nützt, ist vogelfrei nach dem Gesetz!"

„Machen Sie Licht!"

Ein Druck auf den Taster und der Schein der elektrischen Schreibtischlampe springt hell in das Dunkel.

Eine schwarzgekleidete Dame steht vor ihm.

Sie messen sich mit den Blicken. Der zerbrochene Mensch nimmt die Maske vor, die er als der gesuchteste Arzt des Wassilij-Ostrow-Bezirkes zu tragen hat. Die Dame vor ihm ist jung und schön.

„Verzeihen Sie," sagt sie mit beschlagener Stimme, „die Tür stand offen; ich traf niemanden in der ganzen Wohnung."

„Meine Leute sind davongelaufen, als meine Frau krank wurde." — Roman Meschnow tritt einen Schritt zurück. „Sie starb an der Epidemie," sagt er bedeutend, „ich gebe keinem ärztlichen Rat, der die Gefahr der Ansteckung fürchtet!"

„Ich weiß, daß Ihre Frau an der Cholera starb — drum bin ich hier."

Roman Meschnow zeigt auf einen der Fauteuils, auch er setzt sich. Von der Gasse hallen die schweren Tritte der Leichenträger herauf.

„Ich war nachmittags auf den Friedhöfen," sagt sie, „die Särge stehen zu Hunderten übereinandergeschichtet. Die Leichengäste lagern auf freiem Feld, singen geistliche Lieder, trinken Schnaps und weinen."

Unter den Fenstern gellen Rufe und schrille Schreie. Eine Scheibe splittert in Scherben. Steine fallen nebenan mit dumpfem Prall auf die Teppiche.

„Man gibt uns Ärzten die Schuld an der Seuche! Das arme Volk schlägt uns die Fenster ein ..." Helles Pferdegetrappel klingt von der Straße.

„Kosaken!"

„Nun weiß ich, wo ich Sie gesehen habe, gnädige Frau!"

?

„In der Manege des Leibgarderegiments; heuer, im Frühjahr, bei der Feier für die Gefallenen!"

Sie nickt langsam. „Mein Mann war der erste Tote in Port-Arthur." Ihr Blick bohrt in seiner Seele.

Minutenlang.

Durch das zerbrochene Fenster kriecht ein kalter Hauch; es ist die Sumpfluft aus dem Newaarm, dessen Wasser seit Tagen die Hungersteine zeigt, mit der Inschrift: „Weine, Brüderchen, wenn du mich siehst!"

Roman Meschnows Rechte tastet nach ihrem Arm. Er streichelt mitleidig die schlanken Finger. Er weiß keinen andern Trost.

Leise sagt Sascha Krylow:

„Sie haben Ihre Frau sehr gern gehabt. Ich weiß es. Ich habe Sie oft mit ihr gesehen; im Theater und in der Gesellschaft. Der Mensch strömt Wärme und Ruhe aus, wenn er

liebt. Jede Stunde, die die Frau allein ist, erwartet sie den Mann. Er ist ein Stück ihres Selbst; der Kopf, durch den ihr Herz denkt. Sie kennt seinen Schritt, seine Art, die Tür zu öffnen. Sie fliegt ihm entgegen, preßt die Arme um ihn; nun erst weiß er, daß er ein Heim hat. Mit weicher Hand streicht sie seine müde Stirn. Es ist ein Liebkosen seiner Seele, ein Verschlingen der Leiber . . ." Roman Meschnow stöhnt auf. Er preßt die zitternden Fäuste über die schmerzenden Augen; sie spricht weiter: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Weh bereite, aber die Liebe der Menschen ist gleich, wenn auch ein jeder nur dem Wert der eigenen glaubt: Wie Sie liebten, liebten ich und mein Mann, liebten Tausende und Millionen auf dieser Welt, die verloren . . ."

Roman Meschnow knirscht mit den Zähnen; die Ohnmacht des Arztes vereint sich in ihm mit der Ohnmacht des Menschen. Warum starb sein Weib? Warum? Warum quält ihn die Fremde? Was will sie?

„Am Anfang ist es zu tragen. Da hat man die Trauer, die eine Fortsetzung der Liebe vortäuscht; aber dann kommt die große Stille um uns, das schreckliche Glück des Vergessens; man sieht den Toten nicht mehr klar vor sich, man muß sich mühen, den Klang der teuren Stimme in sich wachzuerhalten. Die brutale Welt geht weiter

und gibt uns Wünsche und Hoffnungen, die wir nicht haben wollen, weil wir glauben, dem Toten Treue schuldig zu sein. Der Tote aber ist ein bleichender Knochenhaufen, der nichts weiß von unserer sehnsüchtigen Liebe, die heißer brennt, je länger sie allein ist ..."

Die Frau hat die Hände verkrampft und starrt in den Schoß.

„Was ist schneller Tod? Ein Glück! Das größte Glück auf Erden! Und das „Glück", leben zu bleiben, ist das schwerste Los. Es ist bitter, daß der Mensch ohne den andern nicht leben kann, daß die Frau unnütz ist, die nicht liebt."

„Der Mann ist nicht anders!"

„Der Mann kann den Tod suchen in seinem Beruf! Er kann sich über seine Feigheit belügen!"

Roman Meschnow nickt.

Sascha gräbt die Finger ihrer Hand in seinen Arm: „Nehmen Sie mich mit! Ich will die Kranken pflegen ..."

„Der Gedanke, Samariterin zu sein, ist schön, gnädige Frau, die Ausführung aber ist schwer, und das Ende ist häßlich. Die Cholerabaracken sind übervoll: es sind wenig Ärzte, und die Ansteckung ist groß."

Sie fällt vor ihm auf die Knie. Sie hebt die

gefalteten Hände bettelnd zu ihm und stöhnt in tiefster Angst:

„Nimm mich mit, Roman Meschnow! Ein Arzt muß gut sein; er muß Schmerzen lindern und barmherzig sein. Nimm mich mit! Allein kann ich nicht leben; ich sehe meinen Mann nicht mehr! Gehen wir zu zweien! Gehen wir zu zweien! Drüben wartet mein Mann! Nimm mich mit! Nimm mich, Roman Meschnow, in deine Arme, führ' mich hinüber! Roman Meschnow, nimm mich mit! Nimm mich mit!“

Sie preßt den tränennassen Kopf in seinen Schoß und umschlingt den Mann. Ihr verlassener Körper bettelt befehlend um Wärme und Halt. Der Verlassene legt den Arm um sie; auch er sucht Wärme; er streichelt ihren Scheitel. Sie zittert an allen Gliedern auf; dankbar jubelnd suchen ihre Finger seinen Rock entlang.

„Du bist gut ... wie mein — Mann ...“

Ballspiel

„Bitte, bitte, aus der Bibel erzählen, Onkel Hansen."

T. T. Hansen, der Karikaturenzeichner, sah belustigt auf den kleinen Knirps, der sich in seinem Matrosenanzug an ihn drängte.

„Warum gerade ich ihm aus der Bibel erzählen soll?"

„Teddy ist fest entschlossen, ein Geistlicher zu werden. Er hat seinen Altar und sein Meßgewand, die Glocke, mit der er läutet, läßt er nicht aus der Hand, und er weiß auch gut zu predigen."

T. T. Hansen strich über das seidenweiche, glatt gescheitelte Haar des Knaben und sah nachdenklich zu dessen schöner Mutter hinüber.

Elo Tiedemann empfand Freude, daß T. T. Hansen sie beobachtete; neulich erst hatte die Wochenschrift, für die er arbeitete, ihr wohlgetroffenes Konterfei gebracht. Über Hansen gingen abenteuerliche Gerüchte um; der fashionable Kurort war seinetwegen in zwei Lager geteilt. Die einen behaupteten, er sei ein verlumpter Maler, der nur noch daran Freude fände, seine Mitmenschen zu ärgern und ihnen ihr verzerrtes Ebenbild vorzuhalten, mit einem Wort: ein „Deklassierter". Die andern, und das war die weitaus kleinere Schar,

hingen sklavisch an ihm und fanden den langen, mageren Menschen mit dem glattrasierten, faltendurchfurchten Antlitz, dessen Schläfen bereits silberig waren, „gar nicht so arg" und „hochinteressant". Zu letzterer Gruppe gehörte Elo Tiedemann; wozu sie sich, vor allem als Gattin des Mannes, der mit T. T. Hansen auf der Schulbank gesessen hatte, verpflichtet fühlte.

Auf dem Tennisplatz wechselten unablässig die Bälle, in weißen Kurven.

Hansen sah den Bällen zu; er dachte über Tiedemann nach: Heinz Tiedemann ist der Typus des vollkräftigen Geschäftsmenschen ohne Hemmungen, der Samstag abend zu seiner Familie aufs Land fährt, seine schöne Frau und den Buben herzhaft abküßt, dann schleunigst der Erzieherin winkt, damit sie den Knaben mit fortnehme: er will wenigstens am Samstag abend seine Frau für sich haben! Das erhält die Gesundheit! Sonntag vormittag spielt er dann Tennis im weißen Flanellanzug und blau-weiß gestreiften Hemd, das stets die gebräunte Brust sehen läßt: Erst mit seiner Frau, dann mit einigen sporthungrigen Engländern, die zu schlagen sein höchster Genuß ist.

Des Nachmittags liegt er, nach gutem Essen, Teddy war neuerlich an die Erzieherin verwiesen gewesen, neben seiner Frau in der Hängematte und raucht eine Zigarre mit breiter Bauchbinde,

des Abends fährt er wieder weg, um „Geld zu machen", mit der Miene des klugen, blondhaarigen Jungen, der sich seiner irdischen Pflicht voll bewußt ist, einer schönen, jungen Frau gegenüber, deren Sehnsucht, glücklicher Weise, nur bis zu seinem Feierabend reicht, die ihm ein Trumm Vermögen in die Ehe brachte.

„Onkel, erzähle aus der Bibel!" beharrte Teddy mit dem Trotz seiner vier Bubenjahre.

„Mir fällt so schnell nichts ein."

„So laß doch den armen Onkel in Ruhe, siehst du denn nicht, wie müde er aussieht?" Frau Elo streckte den vollen Arm und strich wie in tiefen Gedanken dem Karikaturenzeichner die Haare aus der Stirn. „Sieh doch, wie müde er aussieht," wiederholte sie.

Mit einer hastigen Bewegung warf Hansen den Kopf zurück. Seit Wochen merkte er die Annäherung der Frau. Kam er am Tennisplatz vorbei, der den Sammelort der Gesellschaft und damit des Klatsches im kleinen Gebirgsdorf bildete, so war Elo des Spielens müde. Dann saßen sie auf der Bank am Waldrande. Sie: mit den grauen Schuhen und durchbrochenen Strümpfen, dem engen, fußfreien Rock und der weißen Seidenbluse, die ihr sonnverbranntes Gesicht so gut zur Geltung brachte.. Und er..

„Na, Onkel, du bist heute schön langweilig…“ sagte der kleine Teddy.

Frau Elo wurde der Störung überdrüssig. „Wenn du nicht still bist, mußt du weg, zu Fräulein Mabel,“ zürnte sie, „es hat ja fast den Anschein, als ob Onkel Hansen und ich nur um deiner Unterhaltung willen da wären!“

„Es ist das Recht der Jugend, gnädige Frau, alles zu beanspruchen.“

„Natürlich, Sie müssen ihn in Schutz nehmen,“ sagte die junge Frau und lachte, durch seine Stimme wider Willen besänftigt, „ob aber ich mich unterhalte oder nicht, ist Ihnen gleichgültig?“

Er sah sie ernst an, daß sie den Blick senkte, dann riß sie zwei blutrote Steinnelken ab, die neben der Bank gewachsen waren. Und während sie ihm eine davon bedeutsam ins oberste Knopfloch seines englischen Jacketts zog, fragte sie lachend: „Warum so finstere Augen, mein Freund?“

„Teddy soll seine Geschichte aus der Bibel haben, sie ist mir eben eingefallen.“

Elo Tiedemann schloß die vollen Lippen; sie schwieg, Teddy klatschte in die kleinen Hände.

„Erzählen, erzählen!“

„Es ist die Geschichte von den zehn Pfunden. — Ein reicher Mann zog aus und gab zwei Knechten zehn Pfunde seines Vermögens und sprach zu ihnen: Handelt, bis ich wiederkomme.

— Als er zurückkam, ließ er die Knechte rufen, damit er wüßte, wieviel ein jeder sich erhandelt hätte. Es kam nun der erste — er war, Teddy, so stark und schön wie dein Papa — und sprach: Herr, dein Pfund hat zehn Pfunde gewonnen. Ich bin reich geworden und glücklich. Ich habe ganz im Bescheidenen angefangen und nicht auf viel gehofft, weil ich wußte, wie unvermögend ich war. So habe ich unablässig gewonnen, bis ich glücklich geworden bin, nun habe ich Weib und Kind und bin zufrieden. Da sagte der Herr: Wohlan, du guter Knecht, weil du im wenigen treu gewesen bist, so sollst du Gewalt über zehn Städte erhalten.

Und es kam der zweite Knecht und sprach: Ich habe nur wenig mehr von deinem Pfunde, denn ich habe allzuviel gewollt. Ich habe das Größte im Leben erreichen wollen, und das Beste war mir stets allzu gering. Ich habe Geist und Körper darangesetzt, um mein Pfund zu verhundertfachen, und bin dabei zerbrochen. Ich habe die Welt bis auf den Grund kennenlernen wollen und bin dabei müde und krank geworden, so daß es besser ist, du läßt mich sterben und nimmst den Rest deines Pfundes zurück. Ich sehe von allem nur mehr die Karikatur und bin selbst der Schönheit bald überdrüssig. — Da sprach der Herr zu ihm: Aus deinem Munde

richte ich dich, du böser Knecht! Man nehme ihm alles und gebe es dem, der zehn Pfunde hat. Da bat die Frau des Reichen für den Verurteilten und wollte ihm helfen, denn sie fand sein Wesen ‚interessant', weil sie jung und lebenslustig war und hier und da Langeweile hatte. Der Verurteilte aber sagte zu ihr: Einem jeden, der hat, wird noch mehr gegeben, daß er im Überflusse habe; dem aber, der nicht hat, wird genommen, was er hat, denn er hat dann das Wichtigste, das ein Mensch haben kann; das Beseligendste: Verachtung gegen die, die so wertlos sind, wie sie meinen, wichtig zu sein! — Das ist die Geschichte von den zehn Pfunden, Teddy."

T. T. Hansen sah starr auf den Tennisplatz, der in der Sonne glitzerte, auf dem unablässig die Bälle wechselten, in weißen Kurven. Auch die junge Frau blickte dorthin, es war das erstemal, daß die weiße Seidenbluse ihr sonnverbranntes Gesicht nicht gut zur Geltung brachte.

Lichtschein im Chaos

Die kleine Trauergesellschaft saß in dem überhitzten, schlecht erleuchteten Vororte-Warteraum der Großstadt, dessen stickige Luft schwer auf die Lungen drückte, und sprach von den beiden, die nun die erste Nacht in der Erde lagen. Die einen: leise, halblaut murmelnd, die anderen laut, schreiend, mit vom Bier und vom Tabakrauch heiseren Stimmen:

„Sie haben's überstanden," sagte mit einem stockenden Seufzer die behäbige Hausbesitzerin Kölbl und nickte mit dem Kopfe, daß die riesigen Brillanten der Ohrringe in dem elenden Petroleumlicht zu funkeln begannen. „Ach ja, waren vielleicht auch zwei arme Menschen."

„Ich bedauers nicht," beeilte sich Frau Witamzil zu antworten. „Schauen S', Frau Kölbl, es ist und bleibt doch allemal a Sünd, mit einer andern z' gehn, wenn ma verheirat ist und a Kind hat."

„Das können S' auch nicht so sagen," meinte die verhärmte Hilfsbeamtengattin, deren Mann des Toten bester Freund gewesen, „ich glaub, da kann unsereins überhaupt nicht mitreden, da weiß keins, obs nicht einmal dasselbe macht."

„Na hörn S'?" Frau Witamzil schien in großer Erregung, „mein Mann macht das nicht, vielleicht der Ihrige!"

Frau Kölbl wiegte bedächtig den Kopf. „Na ja," sagte sie unsicher, „ich war auch schon verlobt und hab mich mit andern doch noch recht gut unterhalten," sie sah zu ihrem Manne und lachte, „halt ja, hinter sei'm Rücken bin ich mit einem andern tanzen gangen und wir sind doch glücklich worden; was, Pepi?"

„Ich will's meinen," lachte Herr Kölbl mit breitem Mund und tätschelte seine Frau auf die Wange. Er kam sich etwas gezwungen vor, in dieser Umgebung, mit den armen Leuten. Doch er war absichtlich zum Begräbnis herausgefahren, trotz des kalten Wetters, trotz des Heiligen Abends; er wollte zeigen, daß er zur Verwandtschaft hielt und daß er pietätvoll war. „Mein Gott, er ist ja ohnehin gestraft genug, daß er sich selber den Tod hat geben müssen, mit ihr!" Herr Kölbl hatte aufgeklärte Ansichten! „Warum soll man den Menschen zurückhalten, wenn er nimmer leben will? Wenn einer glaubt, daß auf der Welt kein Platz mehr für ihn ist, dann soll er gehen." Er trat zum schmutzigen Fenster und sah hinaus; große Wasserlachen standen zwischen den Geleisen. Noch immer fiel der nasse Schnee, der sofort zerrann. Die Schienen glänzten durch das Dunkel; ein Pfiff erklang. Den Schnee vor sich aufwerfend, fegte ein Eilzug vorbei — auf dem Geleise klangen die Schrauben; der

Lichtschein wurde kleiner und kleiner, Schnee wirbelte vor, er verschwand. Die Lokomotive war mit ihren roten Augen im Tunnel verschwunden — dort war es vor drei Tagen geschehen: dort hatte sich der Schlossermeister Xaver Lustig mit seiner Geliebten auf die Schienen geworfen, knapp vor den Abendschnellzug. Seine Legitime hatte es nicht glauben wollen, als man ihr die Nachricht brachte; vor wenigen Wochen erst hatte sie ihn geheiratet. Als sie alles erfuhr, da hatte sie getobt und vor der verstümmelten Leiche ausgespuckt und war davongegangen — dem Begräbnis der beiden hatte sie nicht beigewohnt.

Herr Kölbl zog seufzend die schwere Uhr an der dickmaschigen Goldkette. „Daß die Züg nie pünktlich sein können, er sollt schon da sein — wir kommen zur Bescherung für die Kinder z' spät — 's ist a trauriger Heiliger Abend . . .“

„Halt ja!“ nickte die schmächtige Frau, die sich Xaver Lustigs vorhin angenommen hatte, „'s ist schrecklich, in der schön heiligen Zeit begraben werden.“

„Er hat's ja so haben woll'n!“

„Herr Kölbl,“ bat die kleine Frau, „Sie dürfen ihm nicht unrecht tun; der arme Mann hat viel mitgemacht in seim kurzen Leben! . . .“

„Andre auch!“ sagte Herr Kölbl, den das lange Warten auf den Stadtbahnzug mißmutig machte.

„Hören S' doch zu: Die Schul hat er aufgeben müssen, weil sein Vater g'storben ist! Die Mutter hat er erhalten, bis s' g'storben ist! Damals hat er seine Frau kenneng'lernt und . . ." sie machte eine entschuldigende Handbewegung, „mein Gott, wenn man sonst auf der Welt nichts hat als Arbeit und Sorgen — 's Kind ist schnell dag'wesen. Er hat fürs Kleine g'sorgt und pünktlich zahlt . . ."

Herr Kölbl räusperte sich und wollte sprechen. Sie fiel ihm in die Absicht:

„Weiß schon, was Sie sagen wollen! Es ist nicht nur ihre Schuld g'wesen, die sein' auch? Schonrecht, aber er war von feine Leut und sie war nur ein Dienstbot! Sie hat nie vom Heiraten g'redet, wär ihr viel z'fad gwesen! Damals! Zu mir selber hat s' g'sagt: ‚Heiraten? das könnt mir einfallen! Daß ich mich für ihn auch noch plagen könnt — bei sein'm kleinen Verdienst!' — Als er aber Meister worden ist, weil er so tüchtig und verläßlich war, da hat s' auf einmal zu raunzen ang'fangen, daß er die Pflicht hätt', sie jetzt z' nehmen. Daß wegen dem Geld ihn hat wollen, hat s' net g'sagt, aber jeder hat's g'wußt! Sie hat allerweil davon g'redet, daß 's wegen der andern sei, die dürft er nicht auch unglücklich machen, es sei g'nug an ihr. Tag und Nacht ist s' ihm in

den Ohren g'legen. Wochen und Monat, ganz z'brochen war der Mann — da hat er nachgeben. Er hat sich aufbieten lassen und hat's g'heirat! Nach zwei Wochen ist er zu uns kommen, tiefe Augen hat er g'habt, als ob er aus sei'm Sterbbett käm'. Er hat von gleichgültige Ding g'redet; wenn man nach seiner Frau g'fragt hat, ist er ausg'wichen. Nur 's Kind hat ihm, scheint's, Freud g'macht. Das hätt' so ein lieb's blond's Köpfel, hat er gsagt — zwei Tag später hab i ihn wieder mit der andern g'sehn."

„Na, also," Frau Witamzil hatte schon zu lange zugehört, „wer der Schuldige ist, brauchen S' da doch nimmer z' fragen?"

Die kleine Frau sah sich vereinzelt mit ihrer Meinung. Es konnte ihr nicht gelingen, den Toten hier zu rechtfertigen. „Aber unglücklich war er auf jeden Fall," sagte sie, dem Weinen nahe, „ein armer Mensch war er, und die andere, muß ihn doch lieber g'habt haben, sonst wär s' nicht mit ihm g'storben, mit zweiundzwanzig Jahr! Man soll nicht so aburteilen; man weiß nie, wie lang man selber noch glücklich is!"

Der Zug fuhr mit roten Lichtern ein:

„Jessas, der Zug!" Herr Kölbl riß die Tür auf, daß der Schneeregen hereinprasselte. „Einsteigen," schrie er seiner Frau überlaut zu, „wart' auf mich!"

Er nahm sie beim Arm, ganz weiß sah sein Gesicht aus. Sie hielt ihn zurück:

„Da schau, Pepi," sagte sie, „da oben brennt schon a Christbaum!" Sie deutete gegen das Wächterhaus der Station.

„Ja, ja." Er sah mit leeren Augen über das Dunkel hinüber, zum Kirchhof, wo, außerhalb der Mauer, die beiden ruhten, „'s ist am schönsten als Kind!"

„Steig ein!"

Schwerfällig klomm er die Stufen hinan, „Es wirft einem den Schnee ins Gesicht, daß die Augen übergehn," sagte er und wischte sich die Augen.

Der Zug fuhr der Stadt zu, an erleuchteten Fenstern und tanzenden Lichtern vorbei, die des Erlösers Geburt zeigten.

Der Frauenfresser

Er ist um die Dreißig herum, mittelgroß, untersetzt; Schnurrbart: System Zahnbürstel. Er trägt braune „Amerikaner“ mit großen Maschen; taubengraue Socken mit eingestickten blauseidenen Röschen; Glockenhose; geschlitztes Sakko; sogenanntes Gesäßfrackerl; echten Panama. Er hat um Mund und Augen markierte Falten, heißt Bob Wodiczka, liest Willy, tanzt Cake-walk und liebt die Operette über alles. Er jagt die Frauen, wo er sie findet; er bringt sie überall zur Strecke; er ist Frauenkenner, souveräner Beherrscher der Frauenpsyche. Das Rascheln einer Frauenschleppe macht ihn nervös; er erkennt aus dem Parfüm die geheimsten Wünsche jedes Weibes. Wagen- und Hoteltarife, Dienstmänner und poste restante-Briefe, Blumenlieferanten und Rendezvousplätze gehören, mit einer Unmenge ähnlicher Dinge, zum ehernen Bestand seiner großzügigen Geschäftsführung. Er ißt viel und gut, schläft, nach eigener Erklärung, niemals bei Nacht allein und hat einen vermögenden Vater, was fast selbstverständlich erscheint. Er ist beim Antiduellverein.

Einer der markantesten Züge des Frauenfressers ist sein Zeitverständnis, sein energisches „Zur Sache!“ Time is money; er läßt keine

Minute ungenützt. Stirbt ein junger Ehemann oder ein alter Ehegreis, der eine junge Gattin hinterläßt, so stellt sich Bob Wodiczka, nach vierzehntägiger Witwenzeit, als Tröster ein; jungen, unverstandenen Frauen steht er mit Rat und Tat zur Seite: es gibt für Damen keinen hilfsbereiteren Fremdenführer als Bob Wodiczka. Er weiß für die neugeborenen Kinder seiner verheirateten Freunde stets die passendsten Namen, die er mit taktvollem, verschleierten Lächeln dem Ehepaar zu suggerieren pflegt.

Bob Wodiczka bei der Arbeit!

Voraussetzung: Er fährt beispielsweise mit dem Lokalzug auf das Land.

Behauptung: Er macht bei dieser Gelegenheit zum mindesten eine Damenbekanntschaft.

Beweis: Es ist sechs Uhr abends; Fahrkarten hat er stets bei sich! Er schreitet langsam vor dem Nichtrauchercoupé auf und ab; den Krückstock über den linken Arm gelegt, müder, dekadenter Gang. Er wartet. — Eine junge, elegant gekleidete Dame mit großem Federhut, und auch sonst sehr, sehr sympathisch, kommt auf den Bahnsteig geeilt. Ein Falkenblick blitzt unter Wodiczkas Panama, die Nasenflügel beben; er hat sein Opfer eräugt! Ein Moment der höchsten Spannung! Wo steigt sie ein? In das Nichtrauchercoupé! Er lächelt; er wußte es ja! Nun

heißt es schnell sein! Nachlässig, langsam klimmt er die Stufen des Waggons hinan, hastig, daß ihm kein anderer zuvorkommt, und doch außerordentlich bedacht, sich seine Eile nicht anmerken zu lassen. Die Dame sitzt allein in einem Abteil; Bob Wodiczka bleibt vor ihr stehen und sieht sich gravitätisch im Waggon nach einem Platz um, so lange, bis die Dame aufblickt. Nun setzt er sich ihr direkt gegenüber. Er schaut zum Fenster hinaus, streicht den Schnurrbart; kurz, tut als wäre die Dame Luft für ihn. Dadurch gewinnt sie Zeit, ihn zu betrachten, denn er ist eine Sehenswürdigkeit. Er zieht die Glockenhosen hinauf, damit die Socken sichtbar werden, rasselt dabei unabsichtlich mit dem Armband, das er rechts, unter der geschweiften Manschette, trägt. Der Zug pfeift; Bob sieht auf seine Taschenuhr; der Zug fährt ab; Bob klappt nachdenklich den goldenen Uhrdeckel zu und schnalzt delikat, leise verwundert, mit der Zunge, weil es schon so spät ist. Dann sieht er plötzlich der Dame voll ins Gesicht. Sie blickt rasch zum Fenster hinaus; sie ist dabei etwas rot geworden. — „Na also." — Nun beginnt die Musterung: Braune Halbschuhe, hoffentlich gute Strümpfe, es scheint wenigstens so; famos geschnittener, fußfreier Rock; sehr gut; Seidenbluse, kein Miederleibchen; sehr lieb, vorzüglich;

volles, gebräuntes Gesicht, schöne Augen, lange Wimpern, kokette Frisur, breiter Hut, mit drei großen, papageigrünen Federn; glänzend! weiße, schlanke Hände, ohne Ring; wird gemacht!

Er lehnt sich bequem zurück und streckt das rechte Bein aus, dessen Fuß er unterhalb des Fensters an die Waggonwand drängt. Sie rückt etwas indigniert zur Seite; sie sieht noch immer zum Fenster hinaus. Er lächelt. „Wart' nur, mein Täubchen!" Er starrt sie unverwandt an, bis ihre Mundwinkel zu zucken beginnen. Die Schlacht ist in vollem Gang. Sie wird nervös. Einen hochmütig angesetzten Blick beleidigter Weiblichkeit bricht er im Entstehen durch ein liebenswürdig vertrautes Lächeln. Sie wird unruhig, rückt hin und her, faßt nach Schirm und Täschchen. Er kennt das; das sind die letzten Zuckungen, in denen der Frauenstolz stirbt und die Luftbestie im Weib die Tatzen zu recken beginnt; die verschwiegenen Träume schwüler, einsamer Sommernächte schreien nach Befreiung! Er setzt vorsichtig seinen Schuh neben den ihren, leise berühren sich die feindlichen Sohlen. — Anfänger und armselige Pubertätsschlucker bekommen in dieser Situation Atembeschwerden; er summt eine sinnbetörende Operettenmelodie. Hastig zieht die Dame ihren Fuß zurück und wird dunkelrot. Bob Wodiczka sieht sie mitleidig an; er kennt das fah-

6*

rige Wehren, das ängstliche Flattern ihrer Frauenseele vor seinem Schlangenblick. Erregt sieht sie das Coupé entlang, sie studiert die Ankündigungstafeln; Bob Wodiczka weiß, daß es keine Hilfe wider den Feind gibt, den er im Frauenbusen zu den Waffen rief. Er folgt ihrem Blick; auch er sieht das Coupé entlang, auch er studiert die Ankündigungstafeln. Sie streicht ihren Rock glatt; er fährt mit Daumen und Zeigefinger der Linken die rechte Bügelfalte seiner Hose ab. — Der Tunnel kommt! Bob Wodiczka sitzt regungslos, ängstlich bedacht, ja keine Berührung im Dunkeln zu verursachen; sie soll in sich das Tier, durch die „Enttäuschung", noch lauter werden lassen! — Als es wieder hell wird, sitzt sie kerzengerade aufgerichtet und sieht ihn scharf an. Er nennt das: das arme Frauenbetteln um das bißchen Seligkeit. Er lächelt gewährend und setzt seinen Fuß energisch neben ihren. Nun hält sie still! Was jetzt kommt, ist nur mehr leere Formalität, kaum der Rede wert; das erfüllt sich zwangläufig, wie des Menschen Leben, von selbst. Er sieht sie wieder an, ihren halboffenen Mund, der die weißen Zahnspitzen zeigt; er hebt unendlich langsam und gemessen die Spitze seines rechten Schuhes. Langsam, ganz langsam, immer in Fühlung. Ihr Blick verschleiert sich; sie muß schön sein, wenn ihre Augen in Wollust brechen. Langsam wan-

dert die Schuhspitze höher; das Spiel ist wieder einmal gewonnen; ihre ganze Gestalt zittert; nun deflorieren sie seine Blicke; sie werfen brennende Lavagluten in ihre Seele; ihre rechte Hand zuckt konvulsivisch auf dem gespannten fußfreien Rock hin und her; sie will widerstehen und kann nicht! Bob Wodiczka, der Sieger, beugt sich weit vor und — bekommt eine gewaltige Ohrfeige, daß der Panama zu Boden flattert und die wohlerwogene Anrede hohnlächelnd in die entferntesten Gehirnwindungen seines schmerzenden Kopfes enteilt. — „Dirne!" stammelt er verächtlich und hebt den Hut auf. „Dirne!!"

Hocherhobenen Hauptes tritt er zur Coupétür und erwartet dort die nächste Haltestelle. Spöttisch, überlegen steigt er ab.

Totentanz

Peter Durmoser zog nachdenklich die Klinge seines Taschenmessers zwischen den Lippen rein. Dann scheuerte er den Stahl an dem fettigen Wurstpapier und ließ ihn mit einem Klaps zwischen die hirschbeinernen Schalen springen. Das Abendessen war zu Ende: Wurst für zwanzig Heller.

„'s ischt saufad," sagte er gedankenschwer, denn er war ein Tirolerkind.

Er schraubte den Docht der rußenden Lampe höher und blies die hageren Wangen auf; noch saß die Sonnenbräune seiner Heimat auf ihnen. Im dritten Stockwerk eines Zinshauses hockte er, in einem engen Zimmerchen, dessen einziges Fenster in den Lichthof sah. Das war sein Anteil an der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

Er war ein Nachkomme jenes Xaver Peter Durmoser, der Anno 1809 mit einem Dreschflegel zehn Franzosen erschlug. Dann hatte der bis an sein Lebensende als Eremit im wüsten Hochgebirge gehaust und Buße getan. Die Klausnerhütte stand heute noch, an die gleiche steile Felswand gelehnt, und Peter Durmoser, der Jüngere, hatte manche Nacht darinnen geschnarcht, wenn sausend und stöhnend der Föhn über den Bergen lag.

Dem jungen Studenten tat die große Stadt, in die man ihn verpflanzt hatte, weh. Auf den staubigen Granitwürfeln des Pflasters rannten ihm seine „Grobgenagelten" unter dem eckigen Gebirglerkörper davon. Er hatte schon manchen schweren Fall getan.

„'s ischt ja schön, 's Rathaus und die Votivkirch' und's Goethemonument, aber sonscht schreckbar teuer und halt so viel schiach, weil nirgenscht wirkliche Berg sind. Und die Weiberl? Eigentlich sind s' gar keine Weiber! Luder sein s', mit ihre großen Hüt', ihrem Parfüm und die kleinen Füß' . . ."

Die kleinen Füß'! Wenn Peter Durmosers Gedanken bei diesen hochabsätzigen Verführungsapparaten halt machten, kamen Schwäche und Zittern in seine Älplerknie:

„'s ischt eine weiche, sündhafte Luft in dem Malefiz-Wien!"

Er lief zum Waschbecken und steckte den kantigen Bauernkopf ins kalte Hochquellenwasser. Das schmeckte nach frischer Luft und war ein eisiger Gruß von fernen, heimatlichen Bergeshöhen. Seine „Kaferin", die Quartiersfrau, hatte „serbisches Reisfleisch" gekocht; der Küchengeruch war durch die schlecht schließende Stubentür ins Zimmer gezogen. Die engen Wände rückten immer näher zusammen. Er schloß hilfesuchend die Augen:

Scharfkantige Risse und Schrunden sah er vor sich; in den Mulden lag blitzender Neuschnee und der Wind riß in den schwarzen Knüppelföhren. Mit gebreiteten Armen, wie eine Riesenwoge, kam der Wind aus Welschland und ritt über Kuppen und Höhen, daß die verrosteten Grabkreuze auf dem kleinen Bergfriedhof sangen.

Peter Durmoser stemmte die Hände in die Taschen seiner ledernen Kniehose; wie Fäuste sprangen die Wadenmuskeln unter den grauen Wollstutzen vor. Zu Hause trug er grüne. Das war die Konzession, die er der Großstadt machte. Er ging zur Mauer und nahm das Eispickel und den Rucksack herunter; wie eine bösartige Schlange kroch das Seil auf dem Boden. Das waren seine Kameraden.

Er war mit ihnen einmal auf der Rax gewesen. „'s ischt ein ganz schöner Berg, aber z' viel Menschen sind drauf. Und die Eisenbahnfahrt zurück nach Wien!" Da standen die Gendarmen und Polizeileute auf dem Perron und gaben wohl acht, daß niemand drängte und jeder seine Fahrkarte hatte. Wenn Peter Durmoser in seiner Heimat hundsmüde zu seiner Hütte schlich, hing reglos der Adler im blauen Luftmeer, und dem ehrfurchtsvollen Menschen standen hart und schweigend die Fichten Spalier . . .

Peter Durmoser sah auf sein silbernes Stundenei, das schon sein Großvater, von der Rückseite her, mit dem großen Uhrschlüssel, der am grünen Bande hing, aufgezogen hatte.

„Schon elfe? Jetzt koscht 's schon wieder ein Sperrsechserle, wenn man auf die Straß' geht." Daheim schlief man bei offenen Türen; man kannte die Gauner bei Namen in dem kleinen Heimatsdorf, aus dem Peter Durmoser in die Welt gefahren war. Er trat zum Fenster und trommelte auf die Scheiben. Gerade ein kleines, viereckiges Stück Nachthimmel sah er. Alle Fenster gegenüber waren dunkel. Es wohnten hier, an der Peripherie der Millionenstadt, nur arme Leute, die früh schlafen gingen.

Eine schreckliche Sehnsucht faßte ihn, ein Hunger nach Leben, Bewegung und reiner Luft überkam ihn. Er riß das Hemd am Halse auf. Er hatte schweres Schädelweh. In seinen Schläfen hämmerte das Blut mit langen Stößen. Ein Schwindel faßte ihn. Ein neuer Mensch war in den letzten Wochen in ihm aufgestanden, den er nicht kannte. Ein Mensch, der heißer Gier und toller Gedanken fähig war. Er hatte Angst vor ihm. Auf! Zur Gegenwehr!

Er riß seinen Koffer hinter dem Bette vor und stemmte ihn; er machte Knieübungen und den Handstand. Es wurde nicht besser.

In dem schmutzigen Lichthof wuchsen ein paar armselige, von Ruß halberstickte Stauden, die jämmerlich froren. Sehnsüchtig sah er zu ihnen hinunter . .

Das Fenster hatte er aufgerissen und lag mit dem Oberkörper weit vorgeneigt.

Es war keine Höhe, drei so klägliche Stockwerke!

Die schlanken Gerten nickten und schlugen aneinander. Wie ein eingesperrtes, witterndes Tier zog Peter Durmoser die Luft ein. Da drunten war Erde; schwarze, gärende Erde, die Kraft und Reinheit besaß.

Seine Augen sahen wie am hellen Tag. Der Widerschein der Laternen in den Gassen kam über die steilen Dächer geschlichen. In der einen Ecke des Lichthofes lag ein Schutthaufen, in der andern stand ein umgestülpter Kalktopf. Eine Ratte kam aus dem Kanalgitter und pfiff. Peter Durmoser streichelte sie mit den Blicken.

Er band das eine Ende des Seiles an dem Fensterkreuz fest. Dann zog er die groben Bastschuhe an; er hatte vor dem dicken Hausmeister eine Todesangst.

Bewegung!

Wie mit Schraubstöcken hing er sich mit seinen eisernen Fäusten an das Seil und glitt, mit glänzenden Augen, in die gähnende Tiefe.

Das Seil am Fensterkreuz knarrte leise und drehte sich. Es gab einen aufregenden Halt: Ein Fenster war hell erleuchtet; er mußte daran vorbei, wenn er zur Erde wollte.

Mit den Beinen stemmte sich Peter Durmoser gegen die Mauer. Ruckweise gab er dem Seil eine andere Richtung. Es war eine schwere Arbeit, und er begann zu schwitzen; er arbeitete wie in einem Kamin . .

Endlich hing er mit den Knien neben der Fensterfüllung. Er spähte nach unten; dort war alles dunkel, nur die Ratte hob den Kopf, und die Gesträuchergerten schlugen die Hände zusammen.

Der Mond malte ein silbernes Kreuz an die Wand.

Peter Durmoser sah, daß in der Stube ein Mädchen vor dem Spiegel stand.

Weiß und durchsichtig schimmerten die bloßen Arme im zuckenden Kerzenlicht; sie sahen wächsern aus, wie die der gnadenreichen Jungfrau in Peter Durmosers Heimatsdorf. Sie warf die Zöpfe über den Rücken.

Als sie die Strümpfe auszog, schrak sie zusammen; es war wie ein Schlag gewesen.

Der Wind sang in den Dachrinnen; sie löschte das Licht aus

Peter Durmoser lag auf der nassen, gärenden Erde und war tot.

Gesellschaftsspiel

„Das gnädige Fräulein ist heute wieder übler Laune?"

„Durchaus nicht! Aber ich kann doch nicht immer gerade das sagen, was Sie, Herr Doktor, von mir zu hören wünschen?"

„Ich muß ein recht unangenehmer Mensch sein?"

„Sie haben allerdings die schreckliche Gewohnheit, immer von der Zukunft sprechen zu wollen."

„Für mich gibt es nichts Interessanteres als die Zukunft . . ."

„Womit nicht gesagt ist, daß das gleiche auch für mich gelten muß."

„Wollen wir uns wirklich so weiter streiten, Fräulein Rosl?"

„Das hängt wohl ganz allein von Ihnen ab, Herr Doktor."

„Fräulein Rosl, sagen Sie selbst: ist es nicht ganz selbstverständlich, daß ich wissen will, wie Sie über mich denken, ob ich Ihnen . . ."

„Ruhig!"

„Sie haben eine schreckliche Art! Man kann mit Ihnen nichts Ernstes sprechen."

„Vielleicht spielen wir ‚Der Plumpsack geht um' oder ein ähnliches Spiel?"

„Da haben Sie recht. Das ist indifferent, verpflichtet Sie zu nichts, mit einem Wort: ist ein Gesellschaftsspiel.“

„Einverstanden.“

„Bei einer solchen stumpfsinnigen Unterhaltung vergeht außerdem die kostbare Zeit unseres Alleinseins, auf die ich mich seit Wochen gefreut habe, und Sie bleiben hübsch und brav das guterzogene Mädchen, das nicht ein Wort sagen muß, welches ihm etwa später einmal unangenehm werden könnte. Schön gehandelt ist es zwar nicht . . .“

„Also, welches Gesellschaftsspiel, Herr Doktor?“

„Quälen Sie mich nicht so!“

„Es ist mein vollster Ernst. Ich schwärme für Gesellschaftsspiele.“

„Fräulein Rosl!“

„Herr Doktor?“

— . — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Ein hübsches Spiel ist das Frage- und Antwortspiel.“

„Gut. Aber Sie müssen mir die Spielregeln sagen; ich habe keine Ahnung davon.“

„Sehr einfach, gnädiges Fräulein. Ich, zum Beispiele, denke mir etwas — Sie gestatten diese Überhebung — und Sie fragen darnach, bis

Sie es erraten haben. Ich antworte auf Ihre Fragen stets nur mit Ja oder Nein."

„Aber Sie dürfen sich nichts allzu Schweres ausdenken!"

„Im Gegenteil, Fräulein Rosl."

„Also los!"

„Fragen Sie."

„Hängt das Ding, welches Sie sich gedacht haben, irgendwie mit mir zusammen?"

„Ja."

„Na also! Wir werden es gleich haben; kenne ich das Ding?"

„Ich glaube: ja."

„Habe ich mit Ihnen schon darüber gesprochen?"

„Nein."

„Nicht? Ja, was ist es denn dann? Ist es etwas Liebes oder etwas Grausliches?"

„Ich darf nur mit Ja oder Nein antworten."

„Also, ist es etwas Liebes?"

„Ja."

„Sehr liebes?"

„Ja!!"

„Etwas sehr Liebes, das mit mir zusammenhängt? — Mein Gott; doch nicht meine bisherige Liebenswürdigkeit Ihnen gegenüber?"

„Nein!!"

„Drum! Das wäre zu leicht gewesen! Ist das Ding jetzt in diesem Zimmer?"

„Nein."

„War es in diesem Zimmer?"

„Nein."

„Wird es in diesem Zimmer sein?"

„Ich hoffe!"

„Sie hoffen? — Herr Doktor, ich hoffe meinerseits, daß Sie sich etwas gedacht haben, das jedermann sehen und hören kann?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein."

„Kommt dieses Ding oft bei den Menschen vor?"

„Oh ja."

„Und ich habe mit Ihnen noch nie darüber gesprochen?"

„Leider: Nein!"

„Leider? — Herr Doktor, ich erinnere nochmals an Ihr Versprechen!"

„Sehr liebenswürdig, aber unnötig."

„Kennen meine Eltern dieses Ding?"

„Gewiß."

„Habe ich es schon bei andern gesehen?"

„Ja."

„Gehört vielleicht, um das fragliche Ding zu sehen, eine gewisse Stimmung dazu?"

„Ja und nein."

„Was ist schuld daran, daß ich das Ding jetzt nicht sehen kann?"

„Sie selbst, Fräulein Rosl."

„Sie haben mir nur mit Ja oder Nein zu antworten, Herr Doktor!"

„Also: Nein."

„Was: Nein?"

„Ich darf Ihnen nur mit Ja oder Nein antworten."

„Also ich selbst bin schuld daran, daß das Ding jetzt nicht da ist?"

„Ja!"

„Kann ich das Ding herbeizaubern?"

„Ja!"

„Hängt das gefragte Ding auch mit Ihnen zusammen?"

„Ja!"

„Herr Doktor! Herr Doktor! — Haben Sie das Ding schon bei jemandem anderen gesehen?"

„Ist leider nicht abzuleugnen."

„Hängt das Ding davon ab, wo ich mich gerade im Zimmer befinde?"

„Ja!"

„Wenn ich jetzt vor Ihnen stehe: Ist es nun möglich, das Ding zu sehen?"

„Möglich? — Ja."

„Du lieber Himmel! Was soll es denn sein? Hängt es allein von mir ab, daß ich das Ding noch nicht sehe?"

„Ja!"

„Ist es vielleicht ein Nasenstüber, den ich Ihnen geben soll?“

„Ein Nasenstüber? — Nein.“

„Oder eine kleine, zarte Ohrfeige?“

„Auch nicht.“

„Soll ich Ihnen überhaupt etwas geben?“

„Ja!!“

„Sehen Sie mich nicht so triumphierend an; gleich werde ich hinter Ihr Geheimnis kommen. — Also: Ich soll Ihnen etwas geben, das mit mir und Ihnen zusammenhängt und sehr lieb ist? Passen Sie jetzt gut auf, Herr Doktor, was ich mache: Ich lege die Hände auf Ihre Schultern. — Bin ich jetzt dem unbekannten Ding näher?“

„— Ja!!“

„Und wenn ich Sie jetzt fest ansehe; bin ich dann dem unbekannten Ding noch näher?“

„— — Ja!!!“

„Kann ich auch dabei die Augen zumachen?“

„Ja, liebes Fräulein, jedoch mir ist . . .“

„Pscht! Stören Sie mich nicht! — Also, ich kann dabei auch die Augen zumachen?“ . . .

„Ja. — Fräulein Rosl, Sie . . .“

„Pscht! Ruhig! Stören Sie mich nicht! — Ich lege also die Hände auf Ihre Schultern — so — und mache nun die Augen zu. — Jetzt müßte eigentlich, wenn Sie ein Mann von Wort sind, das Ding fühlbar sein. . . .“

„Du lieber — lieber — Wildfang! Du! .. Mich so zu quälen! .. Du! .. Du! .. Weißt du denn, wie gern ich dich habe; wie ich mich nach dir gesehnt habe, die ganze, lange Zeit? —"

„Ich habe keine Lust! .. Uff! .. Laß mich zu Ende raten!"

„Das Spiel ist aus! Du hast's erraten!"

„In Gottes Namen, den Kuß will ich dir noch geben, — aber du bist im Irrtum: Jetzt fängt das Spiel erst an!"

Die Bücher

von

Walter von Molo

Bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig erschienen von Walter von Molo:

Ums Menschentum

Der Erste Teil des Schiller-Romans

Achtzehnte Auflage

Geheftet 4.50 Mk., gebunden 5.50 Mk.

Peter Rosegger („Heimgärtners Tagebuch"): Walter von Molo gibt uns einen Schillerroman, wie so verstehend, so bewundernd und anbetend noch keiner geschrieben worden ist.

Albert Geiger („Türmer"): Keine Schillerbiographie hat bis heute in diesem Maße uns die innersten Gründe von Außen- und Innenwelt so stark miterleben lassen, aus denen der Feuergenius Schiller herausgewachsen ist, wie dieses Buch.

Hermann Stegemann (Berner „Bund"): In dieser literarischen Erscheinung von ganz besonderem Wert und Charakter schildert Molo mit erstaunlicher Kraft und Echtheit die Jugend Schillers. Wir haben lange nichts gelesen, was so aus unmittelbarer Erfassung einer Zeit und eines genial veranlagten Ausnahmemenschen geflossen wäre, wie diese Darstellung.

Im Titanenkampf

Der Zweite Teil des Schiller-Romans

Sechzehnte Auflage

Geheftet 4.50 Mk., gebunden 5.50 Mk

Ludwig Finkh („Die Propyläen"): Das Buch bedeutet für uns nicht weniger als Schillers Auferstehung. Molo spricht mit Schillers Munde, leidet, tobt, haßt, liebt mit seinem Herzen. So könnte Schiller wirklich im Augenblick gesprochen und gehandelt haben. Wie glücklich erregend: wir erleben Schiller noch einmal!

Rudolf Krauß („Neue Züricher Zeitung"): Um für uns das Bild des Glutmenschen Schiller lebendig zu machen, ist ein aus dem vollen schöpfendes, fortreißendes Dichtertemperament die notwendigste und glücklichste Mitgift. Walter von Molo ist denn auch bis jetzt der einzige, der die titanenhafte Erscheinung Schillers auf dichterischem Wege überzeugend nachzuschaffen vermocht hat.

Stefan Zweig („Berliner Tageblatt"): Dieser Roman Molos ist berufen, all die mittelmäßigen Erzeugnisse, die Schillers Leben zur Folie nahmen, dauernd abzulösen, und ich glaube, er ist stark genug, um dem deutschen Volk ein liebenswertes Bild des geliebten Dichters zu bieten. Man wird ihn hier von einem Dichter geschildert finden, der sich ihm selbst durch Feurigkeit verwandt und im Willen zur künstlerischen Selbstzucht verbunden fühlt.

Die Freiheit

Der Dritte Teil des Schiller-Romans

Vierzehnte Auflage

Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Albert von Trentini („Die Zeit"): Dieses Buch ist Molos weitaus bedeutendste Schöpfung. Ich kann es nur noch einmal sagen: Dieses Buch ist eine köstliche Frucht vom Baume eines Meisters, und es verdient nicht nur gelesen, sondern aus tiefstem Herzen geliebt zu werden . . .

Paul Wertheimer („Neue Freie Presse"): In heroischer, an Kleist erinnernder Sprache hat Walter von Molo ein sprödes Stück Literaturgeschichte dichterisch bezwungen. Wir Künstler! . . . Dies ist das stolze und schmerzliche Bekenntnis, das dem Verstehenden aus diesem nur scheinbar objektiven Bekenntnisbuch entgegenklingt.

„Kölnische Zeitung": Wir fühlen uns verpflichtet, Molos Werk als ein hochwillkommenes, überaus wertvolles Ereignis der modernen deutschen Literatur zu bezeichnen . . .

Edwin Rollett („Österr. Rundschau"): Der historische Künstler-Roman, an dem soviel unreine Begabung Erfolge sucht, ist hier von einem Meister geschaffen und bezwungen. Man darf eben über dem „Königsleutnant" nicht den „Torquato Tasso" vergessen!

Den Sternen zu

Der Vierte Teil des Schiller-Romans

Vierzehnte Auflage

Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Börries, Freiherr von Münchhausen: Der letzte Schillerband ist ganz über jedes Wort hinaus schön, ein

Werk von wundervoller Klarheit und Tiefe, das mich bis ins Innerste hinein entzückt hat. Wir haben ihm in Deutschland nichts an die Seite zu stellen, wir haben ja in Europa kaum die Lagerlöf neben Molo. Ich bin in hellen Flammen begeistert.

„Schwäbischer Merkur": Dieser letzte Band ist wohl der gelungenste und packendste; in ihm pochen die großen Zeitereignisse. Molos Worte sind wie für die heutige Gegenwart geprägt!

Georg Brandes: Ein ganz ungewöhnliches Buch. Was die Literaturgeschichte vergeblich versucht, das Leben wiederzugeben, ist Molo gelungen. Er hat von innen heraus den Dichter, seine wirkliche Erscheinung und sein ganzes Wirken rekonstruiert, wie es noch nie geschehen ist.

Julius Hart („Tag"): Man wird diesen abschließenden Band als die Krönung des Gesamtwerkes feiern und dem Manne danken müssen, der unsern großen Dichter so tief erlebte und ihn so wahrhaft menschlich auferstehen ließ.

Die unerbittliche Liebe

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Anselma Heine („Berliner Börsen-Courier"): Ewiges Weltgeschehen! Das ist's, was Walter von Molos Roman überspannt wie ein hoher, heiterer Himmel, der seine sonnige Bläue hineingibt, eine gelassene Selbstverständlichkeit in Kleinlichkeit, Zerstörung und Schuld.

Prof. Dr. A. Forel („Neue Generation"): Das Buch steht sittlich hoch da! Die Heuchelei unserer konventionellen Moral wird unbarmherzig zerzaust. Deshalb wurde das Buch Molos als „unsittlich" gebrandmarkt. Man würde heutzutage auch Christus der Unsittlichkeit bezichtigen. Ich empfehle dringend die Lektüre dieses Buches!

Die törichte Welt

Roman — Dritte Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Karl Hans Strobl („Leipziger Neueste Nachrichten"): Walter von Molos Romane bedeuten in ihrem Ernst Kultur-

faktoren, sie sind lebendige Werte, sie reden von Dingen, die uns alle angehen, über die wir uns einmal entscheiden müssen. Seine Menschen leben, alles ist Darstellung. Mit allem Mute der Überzeugung und der Wahrheit ist der Gedanke da. Wir lernen mit Molos klinischem Blick sehen. Seine Prosa ist hart und streng wie Diagnosen, von edlem Stilgefühl, angepaßt der Macht der Tatsachen, die da vor uns entstehen. Wir fühlen uns vor Molo wie vor einem großen Arzt. Ein männlicher Künstler offenbart sich, der seinem Gefühl keine Streiche gestattet, der ernst ist in seinen Themen und ernst in der Ausübung seiner Kunst . . . .

„Wiener Fremdenblatt“: Wir wissen dieser fortreißenden Gestaltungskraft wenig Prosawerke unsrer Zeit an die Seite zu stellen.

Der gezähmte Eros

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Carl Busse („Velhagen u. Klasings Monatshefte“): Ein kühner, scharfäugiger, energischer Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der merkwürdig früh fertig ist und das Leben eigenherrlich zwingt. Kein Zug, der bedeutungslos und überflüssig wäre, keine Szene, die man sich fortdenken könnte. Der Dialog meisterhaft, in aller schlagenden Kürze gleichzeitig die Person charakterisierend wie zusammenfassend und weiterführend. „Der gezähmte Eros“ füllt 200 Seiten, aber darin werden Schicksale ausgebreitet, die ein andrer in einem dickleibigen Wälzer nicht gebändigt hätte. Der Stil ist lebendig, eindringlich, vorwärtsstürmend; er kennt nur das Präsens; es ist versetzte Lyrik, und konzentriert wie Verse ist dieses Erzählers Prosa oft. Ein ungewöhnlicher Mann, ein ungewöhnliches Buch!

Wir Weibgesellen

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Hanns Martin Elster („Rheinisch-Westfälische Zeitung“): Worte deuten nicht an, was an seelischem Gut

Molo in die Handlung zusammengeballt hat und welche kulturelle Atmosphäre des modernen Industrieaufschwunges und Ideenstreites um das Ganze gelegt ist. Künstlerisch wird volle Einheit in der Komposition wie in der Gestaltung erreicht. Das Buch bringt ernste und reife Menschen menschlich und künstlerisch ein Stück weiter.

Karl Bienenstein („Wiener Mitteilungen"): Molos Schaffen wird ihn noch zu Höhen führen, welche die kleinen Dichtergeschlechter des Tages, mögen sie auch die Konjunktur noch so gut ausnutzen, nie und nimmer erreichen werden.

Deutsch sein heißt Mensch sein

Notschreie aus deutscher Seele

Vierte Auflage

Geheftet 1 Mark

Ludwig Ullmann („Wiener Fremdenblatt"): Auf kurzen Seiten ist hier wahrhaft genial in harten und stürmischen Sätzen das Resultat und die ethische Richtlinie eines Jahrhunderts heißer Arbeit, stetigen seelischen Wachstums, tief gegründeter Überzeugung gezogen. In einer Sprache, die wie Hammerschlag kurz und wild ist, in der es wie heißester Atem weht und drängt. Kurz, aber erschöpfend. Ein Meisterwerk dichterischen Erfassens tiefsten Volksgefühls.

Sprüche der Seele

Zwanzig Gedichte in Quart

Kartoniert 3 Mk.

Fritz Droop („Berliner Tageblatt"): Eine neue herrliche Gabe von Molos Muse, die mich begeistert, ob ihrer Schönheit und Tiefe!

Adam Müller-Guttenbrunn: Dieses Buch wird alle Freunde Molos überraschen, denn es liegt ganz abseits von seinen bisherigen Wegen. Ein neuer Gipfel ist erstiegen!